



Suhrkamp

Zsófia Bán

EP.JPG



Fibel für Erwachsene

Abendschule



Zsófia Bán

Abendschule

Fibel für Erwachsene

Mit einem Nachwort
von Péter Nádas
Aus dem Ungarischen
von Terézia Mora

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Esti iskola. Olvasókönyv felnőtteknek im Verlag Kalligram, Bratislava

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2012
© Bán Zsófia, 2007
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2012
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

eISBN 978-3-518-77720-6
www.suhrkamp.de

Inhalt

Woist Mama

Gustave und Maxime in Ägypten *(oder die Metaphysik des Geschehens)*

Wechselzersetzung *(Wahl und Verwandtschaft)*

Die zwei Fridas *(Schule jenseits der Grenze)*

Film *(24/1)*

Fidelio *(Blogoper)*

Der Kobold

Die Versuchung des Henri Mouhot

Eine Kiste mit Fotografien *(auf die Rückseiten geschrieben)*

Nachtzoo

Mrs. Longfellow brennt ab *(eine Biographie)*

Olympia *(une folie sentimentale)*

Die Mantegna-Madonna wirft sich hinab *(Volkslied in Erwartung eines Kindes)*

Concerto *(mit Untertiteln)*

Vertreibung ins Paradies

Self-help *oder die Macht des Nohau*

Madame de Merteuil schüttelt sich

Die Mathematik des Zufalls

Am Vorabend des Abschieds ohne Wiederkehr *(Archivaufnahme)*

Wen alles nicht *(unvollständige Inventur)*

Die wunderbare Wiederkehr des Lachens

Nachwort

Ein großer Mangel in der großen Freude des Seins

Zu Zsófia Báns Abendschule

Für Hanna, für später

Woist Mama

Das ganze Dorf geriet in Aufruhr. Woist Mama war verschwunden. Sie stellten die ganze Gegend auf den Kopf, durchforsteten die Keller, die Dachböden, kontrollierten die Heuhaufen, die Bienenstöcke, die Schweineställe, die Ententeiche, sie suchten sie in der auch international bekannten Pfauenfedersammlung, in der Vulkanfiber, im Frühbrüter (hat sich nicht bewährt), im Versuchsfeld für Drogenpflanzen (hat sich bewährt), im Entzug, im Aufzug, zwischen Pest und Cholera, auf dem Markt, in der Marktforschung, unter der Haube, über der Haube, zwischen und neben den Haubentauchern, in der Scheune und in den Schuppen, im Moor und in den Luftballons. Sie war nirgends. Das Dorf sah einander resigniert an. Immer macht sie das. Aber bis jetzt hat sie sich immer angefundenes. Sie ließ zu, dass man sie stundenlang suchte, genoss, dass alle ihretwegen einen Herzkasper kriegten, dass sie sich aufregten, sich Sorgen machten, sich ängstigten, sich stritten, dass sie sich unerwartet Blößen gaben und Dinge sagten, die sie selbst überraschten, dass sie schubsten, dass sie schimpften, dass sie sich gnadenlos volllaufen ließen, dass sie sich gegenseitig mit den übelsten Namen belegten, dass sie beim Tanzen abklatschten und auf den Boden spuckten, dass sie nicht warteten, bis sie an der Reihe waren – und all das ihretwegen. Das genoss sie sehr. Aber dann, nachdem sie in der Kneipe mit leichter Übelkeit das süßliche Glas des Genusses geleert hatte, sowie zwei Cognac zur Begleitung, fand sie sich wieder an. Mit einem verschämten Lächeln nahm sie das Freudengeschrei hin, das Verstreichen der Abgabetermine, die mikroklimatischen Sonnenfinsternisse.

Kurz und gut, Woist Mama hat ihren Namen dieser ihrer Gewohnheit wegen bekommen und weil sie eine Klostersaussteigerin war, eine ehemalige Äbtissin, eine von der hübscheren Sorte (oder vielleicht gerade deswegen), und außerdem weil sie von allen die Mutter hätte sein können, obwohl sie nicht so alt aussah und nur von einem die Mutter war. [Was meinst du, wessen Mutter war Woist Mama? Argumentiere dafür oder dagegen!] Gefunden habe ich nun meine Mutter, dachte das Dorf jedes Mal, wenn es Woist Mama gefunden hatte, und griff gierig nach ihrer Brust, um sich säugen zu lassen, aber Woist Mama wies das konsequent von sich, weil sie es nicht mochte, jemandem die Brust zu geben, dafür hatte sie sich auch ein gefälschtes Entschuldigungsschreiben besorgt, »meine Tochter fühlt sich nicht wohl, ich bitte darum, sie von den Stillverpflichtungen zu befreien«, und stellte als Ersatzspielerin für diesen Zweck eine voluminöse Zigeunerin auf. Weswegen das ganze Dorf göttlich tanzen konnte, aber gesellschaftlich unterdrückt wurde. Woist Mama trug aus rätselhaften Gründen einen scharlachroten Buchstaben auf ihren Kleidern sowie samstags einen gelben Stern, weil das besser zu ihrem Kurzpelz passte. »Die Disharmonie der Farben ist der Tod der Eleganz«, pflegte Woist Mama stets zu sagen, damit es auch das Dorf beizeiten lernte. Niemals wäre es vorgekommen, dass jemand, sagen wir, Orange mit Rot angezogen hätte oder Mokassins mit weißen Frotteesocken. Als die Deutschen kamen, war der Transport aus dem Dorf mit makelloser Eleganz gekleidet. »Ich sterbe gerne«, sagte das Dorf, »aber geschmacklos angezogen will ich niemals sein.« Woist Mama schwoll in solchen Fällen die Brust vor Stolz, sie freute sich, dass das Dorf ihr keine Schande machte. Eins muss man den Deutschen lassen, sie wussten die Anstrengungen des Dorfes auf diesem Gebiet sehr zu schätzen, sie schnalzten jedes Mal anerkennend mit der Zunge, wenn sie ein gut gewähltes Accessoire erblickten, sie standen ganz besonders auf Hutnadeln, Goldzähne und Schuhe aus feinem Spaltleder. Die Russen waren für all das weniger empfänglich, und als Woist Mama sich einmal verwahrte, weil man sie einen schreiend grünen Bouclérock mit einem pinkfarbenen Cardigan anziehen lassen wollte, womit man

sozusagen ihrem guten Geschmack Gewalt angetan hätte, kam sie prompt auf die Liste, neben den guten Geschmack. Doch all das konnte Woist Mama nichts anhaben, sie war schön, wie immer, geheimnisvoll wie immer, wohlriechend, wie immer, sie kochte schlecht, wie immer, ging zum Elternabend, wie immer, und trommelte nervtötend mit den Fingern, wenn sie kein Freizeichen bekam, wie immer. Manchmal verlor natürlich auch sie die Nerven, wer denn nicht, und verpasste dem Dorf gewaltige Ohrfeigen, so dass noch tagelang die Abdrücke von Woist Mamas langen, graziösen Fingern im Gesicht des Dorfes zu sehen waren, wofür sie sich auch eilig entschuldigte, und das Dorf verzieh ihr, das war das übliche Spiel zwischen ihnen, das im Allgemeinen von Woist Mama 6:2, 5:6, 6:1 gewonnen wurde, und auch die Presse war ganz benommen von ihrer Vorhand, denn manchmal bekamen auch sie was in die Fresse. Woist Mama war eine Cholerikerin, wie McEnroe, schrie den Schiedsrichter an, schmiss ihren Schläger auf den Boden und trat die Balljungen in den Hintern, wenn sie nicht schnell genug waren. Aber deswegen war ihr niemand böse, weil niemand (aber wirklich *niemand*) so bezaubernd lächeln konnte wie Woist Mama, niemand konnte die Hüften so graziös schwingen, die Schultern, die Knöchel blitzen lassen, kokett zwinkern und einen Termin beim Zahnarzt ausmachen. Als Gegenleistung verzieh ihr das Dorf, dass es immer um Verzeihung bitten musste, wenn es etwas angestellt hatte, woraufhin Woist Mama jedes Mal gnädig verzieh, aber *irgendwo* war es trotzdem nervend, dass man für alles um Verzeihung bitten musste, selbst für die fitzeligsten kleinen Dinge, weil Woist Mama »schwache Nerven« hatte, obwohl es so aussah, als könnte ihr nichts etwas anhaben.

So kam es, dass die Beziehung zwischen dem Dorf und Woist Mama ziemlich wiesollichsagen war, aber das Dorf hätte diese schöne Wiesollichsagen-Beziehung für nichts, aber auch gar nichts in der Welt hergegeben, hätte sie, zum Beispiel, nicht gegen eine mit Begeisterung stillende, sanfte Mutter eingetauscht, gegen einen süßen, kleinen, Schürzen tragenden Transvestiten, eine Ingemeisel, ein Löwenmütterchen, eine Dreischwestern, eine Mariecurie, eine schwangere Elefantenkuh (obwohl für Letztere das Dorf eine ausgesprochene Schwäche hatte). Alles war gut so, wie es war. In den Augen des Dorfes war Woist Mama die woistigste unter allen Woist-Mamas. Woher hätte es das Dorf auch besser wissen sollen, schließlich war Woist Mama die einzige ihrer Art in der Gegend. Anderswo gab es vielleicht bessere, aber davon wusste das Dorf in aller Seelenruhe gar nichts. Und nun war sie nicht da. Woist Mama, die sich bis dahin ohne Ausnahme wieder angefounden hatte, selbst damals, als das Dorf im Kaufhaus GUM verlorengegangen war, oder als es sich am Strand von Cochabamba verlaufen hatte, oder als es mit dem Kopf in einem Schneehaufen steckengeblieben war, oder als es dachte, man hätte ihm einen Braten in die Röhre geschoben (das war auch so), oder als es gewillt war, ein Bösewicht zu werden, oder als es beschloss, eine mildtätige Schwester zu werden (da tauchte Woist Mama *sofort* auf), oder als es ein inzestuöses Verhältnis mit seinem Vater anging (da ein wenig langsamer, als es nötig gewesen wäre), oder als man sich zur Deportation melden musste, oder als man sich als Henker melden musste, oder als man sich beim Nürnberger Prozess als Dolmetscher melden musste (sie sprach sieben Sprachen), oder als man sich einfach mal so melden musste, weil sie schon lange nicht mehr miteinander geredet hatten, und das ja doch nicht ging, dass Woist Mama seit Wochen nicht mehr mit ihrem Dorf redete (das kam auch mal vor). Kurz und gut, bis jetzt fand sie sich immer an. Aber jetzt war sie nirgends zu finden.

Das Dorf erschrak sehr. Prompt veranstaltete es einen bombastischen Karneval, dessen Ruhm bis über die sieben Berge reichte, denn es hatte von Woist Mama gelernt, dass man, wenn man die Hosen *gestrichen* voll hat, einen Ball organisieren soll, eine Menge Leute einladen, die eine andere ganze Menge von Leuten nicht ausstehen kann, diese laden wir auch ein, dann geben wir ein Souper und lassen zu, dass die allgemeine Pikiertheit zu toben beginnt. Im Idealfall vergessen wir dann sofort, wie sehr wir uns erschrocken haben, weil wir ununterbrochen damit beschäftigt sind, die Gäste zu beschwichtigen, die einander in den Haaren liegen,

und damit, zu kontrollieren, ob schon gekotzt worden ist und ob die Rettung schon da war, denn erst dann weiß man, dass eine Party gut war. Woist Mama war sehr in ihrem Element bei solchen Sachen, und was das Repräsentieren anbelangt, war sie geradezu unschlagbar. Sie wusste genau, zu welcher Speise welches Messer gehört und dass der Botschafter regelmäßig die Fingerschale mit dem Zitronenwasser austrinkt, deswegen muss man neben sein Gedeck zwei Schalen stellen, dass die Zikaden früh versterben, und geradewegs hinein in die Suppe, dass aufs Lecken das Lutschen, auf den Tag die Nacht folgt, so kannst du nicht falsch sein gegen irgendwen. Mit einem Wort, pflegte Woist Mama zu sagen, hör auf, mit den Achseln zu zucken, sonst bleibst du noch so. So kam es auch. Nur, dass Woist Mama jetzt nicht da war, dass sie etwas hätte sagen können. Das Dorf konnte mit den Achseln zucken, so viel es wollte, konnte sich in der Nase bohren, so tief es ging, konnte sein nacktes Hinterteil dem Palkó Körmendi zeigen, konnte nach Lust und Laune in den Privatangelegenheiten anderer wühlen, Schreckensnachrichten verbreiten, mit dem Finger zeigen, schadenfroh sein, masturbieren (sogar mit beiden Händen) und seine unbestritten homosexuellen Neigungen offen zeigen, was sich nun wirklich nicht gehört. [Beschreibe mit deinen eigenen Worten, was eine Neigung ist. Argumentiere dafür oder dagegen!] Unter dem Vorwand eines Karnevals tat das Dorf all dies, doch es empfand keine Befriedigung, keine Befreiung, all das, was ihm sonst Freude bereitete, machte es diesmal nicht glücklich. Davon erschrak das Dorf noch mehr. Denn woran wird es jetzt seine Freude finden, wodurch wird sich jenes glitzernde, feuchte Gefühl einstellen?

Das Dorf sah sich ratlos an und engagierte nach langem Grübeln einen Detektiv. Der Detektiv hieß Pinkerton und hatte, wie sich später herausstellte, eine fernöstliche Geliebte im Fernen Osten, ein gewisses Fräulein Schmetter-Ling. Aber das Dorf fand nicht einmal mehr daran seine Freude, kaute nicht genüsslich darauf herum, machte keine böartigen, rassistischen Bemerkungen, es starrte düster vor sich hin, und es wäre ihm sogar egal gewesen, wenn der Pinkerton die Josephine Baker zur Freundin gehabt hätte, dabei ist die sogar Negerin. So kam es, dass das Dorf von einem Tag auf den anderen liberaldemokratisch geworden war, dabei interessierte es sich für Politik nicht die Bohne. Woist Mama hatte dem Dorf nämlich beigebracht, nicht in die Scheiße zu greifen, davon bekommt man nur »Scheiße an die Finger«. Das war natürlich nur bildlich gesagt – Woist Mama brillierte auch auf diesem Gebiet –, aber, wie das Dorf später lernte, es gibt immer wieder Situationen, in denen man in die Scheiße fassen muss (abhängig von der Summe), und dann, *richtig*, hat man Scheiße an den Fingern, aber auch daran kann man sich gewöhnen, denn Scheiße und Leber trennen sich, wie jeder weiß, der schon mal eine Wurst gefüllt hat. Pinkerton arbeitete fieberhaft, beobachtete alles und jeden, machte sich Notizen und lieferte am Ende einen akkuraten Bericht an seine Auftraggeber, denn wie sich später herausstellte (was sonst), war Pinkerton ein Agent, aber umsonst bat das Dorf Jahre später um seine Akten bei der entsprechenden Behörde, Pinkertons Name war überall geschwärzt, so dass es schwer war, herauszufinden, wer genau der Maulwurf gewesen war. Das Dorf hatte sich gegenseitig im Verdacht, weil es Pinkerton wie einen Vater verehrte, obwohl Pinkerton da schon über alle Berge war, später hörte man, er sei Ministerpräsident geworden. Woist Mama hätte Gefallen an Pinkerton gefunden, sie mochte hochgewachsene, fescche, schwarzhaarige Männer, und sie hätte bestimmt versucht, das Dorf dazu zu überreden, sich von Pinkerton heiraten zu lassen, der eine großartige, ich sag das allen Ernstes, eine *großartige* Partie sei, und bitte schön, wenn das Dorf etwas früher geschaltet hätte, könnte es jetzt Förstledi auf diesem bezaubernden kleinen Misthaufen sein. Aber, nicht wahr, Woist Mama war nirgends, was dem Dorf sonst überhaupt nicht gegen den Strich gegangen wäre, denn so musste es sich wenigstens nicht anhören, dass es ein Dumme sei, ein kleiner Tolpatsch, und dass Woist Mama, als sie in seinem Alter war, ganz anders war, ojjoj, und wie!, und so ein Zuckerstück, dessen Vater noch dazu Rabbi in Sátoraljaújhely war, so ein Talent, mit dem Kinder machenden hintertriebenen Ponim, wie man so was sausen lassen kann.

Und umsonst hätte das Dorf gesagt, wenn es sich so etwas überhaupt getraut hätte, dass Woist Mama doch verstehen möge, dass das Dorf nicht so sehr die Männer (na gut, den Brando schon), sondern gerade umgekehrt, Woist Mama hätte es elegant überhört, oder sie hätte mit dem Fuß aufgestampft und performativ, getreu den Buchstaben der Sprechakttheorie gesagt, in unserer Familie kommt so etwas nicht vor – aber das stimmte leider nicht.

Das Dorf suchte noch tagelang nach Woist Mama – dann gab es auf. Es musste einsehen, dass Woist Mama endgültig verschwunden war. Der Fall war eingetreten, mit dem Woist Mama dem Dorf gerne Angst einjagte, aber das Dorf hatte ihr nicht geglaubt, denn Woist Mama liebte es, dem Dorf mit den unmöglichsten Dingen Angst einzujagen, zum Beispiel, dass der Wolf kommt oder dass Cellulitis Pflicht wird. Im Allgemeinen glaubte das Dorf nichts davon, was Woist Mama sagte, warum hätte es ausgerechnet das glauben sollen. Aber selbst wenn das Dorf es geglaubt hätte, hätte es nicht daran geglaubt. So kompliziert war alles, wenn es um Woist Mama ging. Zeit verging. Eines Tages geriet das Dorf wieder in Aufruhr. Die Nachricht ging um, das Wanderkino würde kommen, und der Betreiber behauptete, einen Film in seinem Besitz zu haben, in dem Woist Mama die Hauptrolle spielte. Und außerdem behauptete er, dass seines Wissens Woist Mama in einem fernen, von Palmen umgebenen Land eine Filmdiva geworden sei und mit ihrer Rolle in ebendiesem Film den Preis für die beste Hauptdarstellerin gewonnen habe. Da machte sich das Dorf auf, um den Film zu sehen. Es wusch sich in einer reinen Quelle, legte sein schönstes Festtagskleid an, es hatte ja eines, bändigte mit einem nassen Kamm seine störrischen Locken, warf schnell ein bisschen Schminke auf und ging los ins Kino. Das Dorf war als erstes da, setzte sich auf den besten Platz, um gut zu sehen, und wartete, dass es losging. Der Film fing ziemlich schwerfällig an, mit einer langen Einführung, mit Overvoice, was das Dorf ausgesprochen nicht leiden konnte. In langen Einstellungen und Panoramatotalen zeigte man eine Wüstenlandschaft mit Kakteen. Das Dorf konnte sich überhaupt nicht vorstellen, wie in so einem Film eine Diva auftreten sollte. Auf einmal erschienen Menschen am Horizont, klein wie Ameisen, aber sie kamen immer näher und näher, und man konnte bereits erkennen, dass eine Frau dabei war, die hilfesuchend winkte. Das Dorf fiel fast aus der Holzbank heraus, um die Züge der Frau besser sehen zu können, aber sie war leider noch zu weit entfernt. Und als die Menschen schon fast so nah waren, dass man ihre Gesichter hätte erkennen können, passierte das Schlimmste, was sich das Dorf vorstellen konnte. Der Film riss. In der angespannten Stille hörte man das leise Klappern der freilaufenden Spule. Der Betreiber des Wanderkinos bat um Verzeihung und um Geduld (Geduld!), bis er den Film geklebt haben würde. Eine Weile mühte er sich damit ab, schließlich gab er auf. Es klebt nicht, sagte er um Nachsicht bittend, so etwas habe ich noch nie gesehen. Das Dorf hätte diesen Menschen erwürgen können. Es ging drohend auf ihn los, worauf der Kinobetreiber, Böses ahnend, davonlief. Er kam nie wieder in das Dorf zurück. Während das Dorf vor Wut das Kino zerlegte und aus den Brettern einen Schweinestall baute. So kam es, dass dem Dorf die Filmkunst für ein Leben verhasst blieb, und selbst als es später in die Stadt umzog, ging es niemals ins Kino. Einen weiteren Filmriss hätte es nicht überlebt. Und obwohl es sich jedes Jahr die Oscar-Verleihung ansah, von Woist Mama hörte es nie wieder etwas. Sie war einmal.

Schreibt einen Aufsatz mit dem Titel »Ein Monat auf dem Dorf«! Achtet darauf, niemanden damit zu schockieren, weder zu Hause noch in der Schule.

Französisch

Gustave und Maxime in Ägypten

(oder die Metaphysik des Geschehens)

»... obwohl an unserem Leben das,
was nicht geschieht, einen riesigen Anteil hat.«
(P.N.)

Gustave und Maxime reisen. *»Et le petit chat«, dit Hélène, »partira-t-il aussi?«* Maxime macht Fotos, Gustave liest. Maxime läuft herum, Gustave sitzt. Maxime begeistert sich, Gustave langweilt sich. Maximes Name ist: Maxime Du Camp, Gustaves Name ist: Gustave Flaubert. Gustave und Maxime, zwei gute Freunde. *Répétéz! (Articulez, et parlez à haute voix.)*

Gustave ist jetzt achtundzwanzig Jahre alt, Maxime ebenfalls. Maxime ist anderthalb Monate jünger als Gustave. Gustave wird neunundfünfzig Jahre alt sein, wenn er stirbt, Maxime zweiundsiebzig. Das ahnt zu jener Zeit (*à ce temps-là*) noch keiner der beiden. Gustave und Maxime reisen nichtsahnend nach Ägypten. Gustave ist 183 cm groß, mit graugrünen Augen, von ansprechendem, sehr attraktivem Äußeren. Er trägt Oberlippen- und Kinnbart. Er behauptet von sich, von Irokesen abzustammen; vielen ist er sofort sympathisch. Maxime äußert sich vierzig Jahre später so über Gustave.

Traduisez!:

»Er war ein ausnehmend schöner Junge ... Seine weiße Haut war an den Wangen rosa, sein Haar wehte, mit seinem hohen Wuchs, den breiten Schultern, dem goldfarbenen, vollen Bart, den großen, meergrünen Augen, die von schwarzen Wimpern beschattet wurden, seiner lauten Trompetenstimme, seinen unbändigen Bewegungen und seinem überströmendem Lachen glich er den gegen Rom kämpfenden jungen gallischen Heerführern.«

Maxime ist ein fleißiger, schneller Junge. Er macht mehr als 25 000 Kalotypien auf dieser Reise. So sieht Maxime vor ihrer Abreise aus:



Von Gustave wissen wir nicht, wie er vor der Abreise aussah.

Nach dem Ende der Reise (1851) publiziert Maxime 1 Fotoalbum und 1 Reisebericht. Auf keiner der erschienenen Fotografien ist Gustave zu sehen. Keiner der Einträge im Reisetagebuch erwähnt Gustave. *Qu'en pensez vous?*

Nach dem Ende der Reise (1851) publiziert Gustave gar nichts. Nach dem Ende der Reise beginnt Gustave einen Roman zu schreiben. Der Titel des Romans ist *Madame Bovary*. Später äußert sich Gustave rätselhaft so: Madame Bovary sei er selbst. *Expliquez!* Der Roman erwähnt Maxime kein einziges Mal.

Maxime trägt einen Renaissance-Ring mit einer Kamee, auf der ein Satyr dargestellt ist. Diesen Ring schenkt er fünf Jahre vor Beginn der Reise Gustave. Im Gegenzug gibt Gustave Maxime einen Siegelring mit Maximes Initialen sowie einem Motto, Letzteres ist nicht bekannt. Das war eine Art intellektuelle Verlobung, schreibt später Maxime.

Gustave schreibt fleißig, er teilt sich seine Zeit ein. Acht Monate vor der Reise, in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Februar schreibt er Folgendes in sein Notizbuch:

»Man kann unendlich viel an einem einzigen Abend tun: nach dem Abendessen unterhielt ich mich mit meiner Mutter – danach träumte ich von Reisen und verschiedenen möglichen Leben. Ich schrieb fast einen ganzen Chor vom *Heiligen Antonius* (die hundsköpfigen Affen). Ich las den ganzen ersten Band der *Erinnerungen von jenseits des Grabes*, ich rauchte drei Pfeifen, und jetzt nehme ich eine Pille ein – danach scheiße ich – und wie weit ist es dann noch bis zum Schlaf!«

Gustave träumt unausgesetzt von der Großen Reise. Leider besteht keinerlei Chance, dass seine Mutter ihn fortließe zu einer gefährlichen Reise ans Ende der Welt. Zum Beispiel steht Gustaves Mutter im September 1846 leichenblass auf einem Perron, als der 25jährige Gustave einen Tag später als versprochen nach Hause zurückkehrt. Gustave verzichtet daraufhin auf weitere Nächte mit seiner Geliebten Louise Colet. Meine Mutter braucht mich, erklärt Gustave Louise. »Wie wir wissen«, schreibt Jean-Pierre, der fescche Flaubert-Forscher, »entstand aus dieser besonderen Situation eine der schönsten Liebesbriefwechsel der französischen Literatur.« *Merci, Mme Flaubert, merci à vous!* Sowie: Danke, teure Louise, danke für deine Engelsgeduld.

Jean-Pierre trägt in einem betörenden himmelblauen Sakko vor, darunter ein hauchzartes, rosafarbenes Hemd. Le jour de gloire est arrivé!, bemerke ich leise, quasi anerkennend, um der Sachlichkeit Genüge zu tun. In der Wissenschaft steht Sachlichkeit an erster Stelle. Sachlich betrachtet gibt es zweierlei Menschen: Jenen, der weiß, dass er prüde ist, und jenen, der nicht weiß, dass er prüde ist. Jean-Pierre zum Beispiel weiß es nicht. Aber deswegen ist er es noch sehr wohl. Das ist das Schöne an der Wissenschaft. Jean-Pierre liebt drei Dinge: 1) sich selbst, 2) Flaubert und 3) die Frauen, in dieser Reihenfolge. Jean-Pierre liebt auch die Männer, aber das taucht auf dieser Liste nicht auf.

Question: Taucht das auf irgendeiner Liste auf?

In den letzten Apriltagen des Jahres 1849 knickt die Witwe Flaubert (wohnhaft Croisset, Rue de Beauxjours 7) unter den Argumenten von Maxime Du Camp, Achille Flaubert und Doktor Cloquet ein. Krach. Wenn es wirklich nichts anderes gibt, das Gustaves Gesundheit wohlthäte, dann soll er eben in den Orient reisen ... geschehe, was geschehen muss! Aber ist denn wirklich geschehen, was geschehen musste? Und ist denn das, was geschieht, wirklich wichtiger als das, was nicht geschieht? *Qu'en pensez vous?*

Vor der Reise beschließt Maxime, dass er, auf revolutionäre Weise (*technologie moderne*) mit Fotografien berichten wird (*futur dans le passé!*), »vollkommen lebensnah«. Die unerwartete, enthüllende Kraft der Bilder

trifft ihn jedoch manchmal wie ein Schlag. In so einem Fall zerreißt er. (Zeit, um zu exponieren: min. 2 Minuten, Zeit, um zu vernichten: max. 1 Minute.)

Nach der Reise beschließt Gustave, dass er auf revolutionäre Weise (*style moderne*) mit geeigneten Worten schreiben wird (*f. dans le p.*), »vollkommen lebensnah«. Die unerwartete, enthüllende Kraft mancher Worte (*le mot juste*) trifft aber auch ihn wie ein Schlag. In so einem Fall streicht er. (Zeit, um zu exponieren: max. 2 Nanosekunden.) Auch für das *juste* sollte es eine Grenze geben (*subjonctif*)!

Im Manuskript sind die Streichungen, denen unser *chic* Streichungs-Forscher Jean-Pierre sein Leben gewidmet hat, gut zu sehen. Mit den Streichungen anderer herum puzzeln! Mit der Entdeckung des ungeschehenen Geschehens herumfummeln! *Que c'est bizarre, que c'est étrange!* Die repressive Wirkung davon ist, wie es heißt, unübertreffbar, indem, *chemin faisant*, für die Erforschung der eigenen Streichungen keine Zeit bleibt. Zwischen zwei Streichungen liebt es Jean-Pierre zu ficken; das macht ihn, wie er sagt, locker. Je, als Französischstudientin, helfe ihm, ich bin auf ein »sehr gut« aus. Jean-Pierre mag es am liebsten von hinten (siehe auch Huysmans Arbeit mit dem Titel *À rebours*), davon läuft es am nächsten Tag besser mit dem Flaubert. Ich lasse ihn gewähren, ich liebe die Literatur.

Im Oktober 1849 machen sich Gustave und Maxime auf den Weg. Maxime jubelt, Gustave schwebt in einem Freudentaumel (siehe auch die Abschiedsworte der verwitweten Frau Flaubert: »Gusti, willst du mich umbringen?!«). Meine Freundschaft ist wie ein Kamel, schreibt Gustave, wenn sie einmal losgegangen ist, gibt es nichts, das sie aufhalten kann. Gustave hatte sich geirrt: es gibt etwas (*il y'a*).

Der größte Feind der Freundschaft ist das Reisen. Oder nicht. Aber wenn ja, dann sehr. Gustave langweilt sich. Gustave interessiert sich nicht für die Erfüllung. Maxime bewundert das, aber er liebt es nicht. Gustave ist wie Honoré, murt Maxime: er schaut sich nichts an, aber er erinnert sich an alles. Wer will das schon, denkt Gustave, auf den guanofleckigen Dachboden der Vollendung hochklettern? Gustave mag keine überflüssige Bewegung. Gustave ist recht stattlich. Gustave wird auf die Große Pyramide von zwölf Dienern hochgeschleppt und -geschoben. Auf der Spitze der Großen Pyramide sehen sie sich atemlos um. Der Pharao kann mich mal lutschen, denkt Gustave. *Le sport aide non seulement le développement physique, mais aussi la formation morale.* (Baron Pierre de Coubertin: »Les Jeux Olympiques«) *Mémoirisez!*

»Was ist das für ein unaufhörlicher Überdruß, den ich mit mir herumschleppe! Er hat mich auf der Reise verfolgt! Ich habe ihn mit nach Haus gebracht! Deianeiras Hemd klebte nicht fester am Rücken des Herkules als die Langeweile an meinem Leben! Nur zerstört sie es langsamer, das ist der ganze Unterschied! Montag, heftiger Chamsin, die Wolken sind rot ...« *Traduisez!*

Der Chamsin tobt, Maxime tobt. Gustave findet ein weißes Chamäleon, Maxime erschlägt es. Gustave sieht einen fliegenden Reiher, Maxime erschießt ihn. Gustave und Maxime schauen einander an, ihre Brust bebt. Diese meergrünen Augen, diese schwarzen Wimpern. [Gestrichen.] Gustave und Maxime gehen durch die Wüste. Gustave und Maxime gehen seit drei Tagen durch die Wüste, ohne einen Tropfen Wasser.

Dialogue:

G: Erinnerst du dich an das Zitroneneis, das wir bei Tortini gegessen haben?

M: (nickt)

G: Ein Zitroneneis ist eine herrliche Sache; gib zu, am liebsten würdest du jetzt ein Zitroneneis schlecken.

M: So ist es.

Fünf Minuten später:

G: Oh! Das Zitroneneis! Das Glas ist rundherum beschlagen, wie von weißem Gelee umgeben.

M: Könnten wir das Thema wechseln?

G: Das wäre gut, aber das Zitroneneis ist es wert, dass wir seinen Ruhm besingen; man nimmt einen Löffel voll, es wölbt sich, wie eine kleine Kathedrale; wir zerdrücken es sanft zwischen Zunge und Gaumen; es schmilzt langsam, verbreitet einen frischen, wundervollen Geschmack, badet das Gaumenzäpfchen, streicht über die Mandeln, rutscht durch die Speiseröhre zur größten Freude derselben, kommt dann im Magen an, welcher förmlich lacht vor Vergnügen. Unter uns gesagt, in der Quseir-Wüste fehlt es beträchtlich an einem Zitroneneis!

M: (schweigt)

G: Zitroneneis! Zitroneneis!

M: (Ich bring ihn um.)

Maxime tötet Gustave. Die Weltliteratur trauert. Gustave hat da noch nicht einmal *Madame Bovary* geschrieben. Na gut, ich lasse ihn, seufzt Maxime; das wird mir noch zugutekommen (es kam ihm zugute). Er schreibt das Ende der Szene um. So:

G: Süßer Max, danke, dass du mir den Kopf nicht weggepustet hast; ich an deiner Stelle hätte es getan!

M: Gustave, *this could be the beginning of a long friendship*.

(ENDE)

Gustave und Maxime gehen zu Huren. Gustave hat noch von zu Hause eine gute Wurst und die Franzosenkrankheit mitgebracht. *Non, je ne regrette rien!* Maxime bewundert und beneidet ihn heimlich.

»Ich ziehe mich mit Saphia-Zougairah zurück – eine sehr verdorbene, vergnügungssüchtige kleine Tigerin. Ich besudele den Diwan.« Gustave hat eine Zwangsneurose, er erträgt keine Unordnung.

»Der zweite Durchgang mit Kuchiouk – als ich ihre Schulter küsse, spüre ich unter meinen Zähnen ihren runden Halsreif – mit ihrer einem besudelten Samtkissen ähnlichen Möse – ich fühle mich wie ein wildes Tier.«

Reaktion der Französischstudentin: »Jean-Pierre, *mon cher*, dieses »ein besudeltes Samtkissen«, ist das eine adjektivische oder eine Verbverbindung? *Qu'en pensez vous?*«

Louise Colets Reaktion: »Gustave, du Mistkerl, scher dich sonst wohin!« (Was er auch tat.)

Ein Tänzer, Hassan el-Bilbesi, als Frau verkleidet. »phantastisches Bauch- und Hüftdrehen, er lässt seinen Bauch rollen wie Meereswellen; großartige abschließende Ehrenbezeigung, wobei sich seine Hose weit schwingend aufplusterte« [Gestrichen.]

Gustave und Maxime schauen einander etwas verwundert an. Für Gustave ist es, als würde er Maxime das erste Mal sehen. »... Wie war sein Name, sein Wohnort, sein Leben, seine Vergangenheit? Er hatte das Verlangen, die Möbel seines Zimmers zu kennen, alle Kleider, die er getragen, die Leute, mit denen er umging; und selbst der Wunsch nach seinem körperlichen Besitz wich einem viel tieferen Begehren, einer schmerzlichen Neugier, die keine Grenzen kannte.« [Gustave streicht die Notiz und verwendet sie woanders. Jean-Pierre schweigt über all dies.] Gustave denkt: Reisen ist eine Schule der Empfindsamkeit. Das gefällt ihm, er notiert es.

Gustave und Maxime beenden die Reise. Sie rauchen eine Wasserpfeife in einem griechischen Kaffeehaus. Später schreibt Gustave so darüber, überraschenderweise woanders [Jean-Pierre schweigt über all dies]:

»Er reiste. Er lernte die Melancholie der großen Schiffe kennen, das kalte Erwachen im Zelt, den Rausch von Landschaften und Ruinen, die Bitterkeit abgebrochener Freundschaften ...«

Und dann noch: »Miserabler Nervenanstoss gegen 3 Uhr am Nachmittag.« Jean-Pierre meldet sich hier endlich zu Worte, fügt eine Fußnote ein. »Die mit hellblauer Tinte übermalten Worte sind schwer zu entziffern; die Streichung hat offensichtlich den Zweck, den Text unleserlich zu machen; es handelt sich nicht um eine Korrektur des Autors, sondern um eine Zensur von Caroline Franklin-Grout.« Caroline ist Gustaves Cousine. Sie verwaltet Gustaves Nachlass. Caroline ist unverhohlen prüde. »Der Text ist also unleserlich«, setzt Jean-Pierre triumphierend fort, »aber das Wort ›Nerven‹ scheint durch die Tinte hindurch; dahinter scheint das Wort Anfall zu stehen.«

Jean-Pierre enttarnt Caroline. Jean-Pierre mag Caroline nicht. *Répétez!*

Ach Caroline, ach Jean-Pierre!

Das Wort Nerven scheint durch die Tinte hindurch.

Chemie – Leibesertüchtigung

Wechselzersetzung

(Wahl und Verwandtschaft)

»mehr lichte«

Ihr Haar ist verschwitzt, ihre Trikots, ihre Schuhbänder. Sie spielen Pingpong. Ein hartes Match, es geht um etwas. Die Namen der Spieler sind: Charlotte (im Freundeskreis: Schatzi), Eduard (im Freundeskreis: Dudi), Ottilie (im Freundeskreis: Otti) und Otto (im Freundeskreis: Hauptmann). Der Name des Freundeskreises im Freundeskreis ist: die Kontrollgruppe. Das Spiel läuft seit Stunden, ebenso der Schweiß die Rücken hinab. Service hier, Platztausch dort.

Die Chemie zwischen ihnen stimmt, denkt Dudi. Er verengt die Augen zu einem Schlitz, wenn er den Ball schlägt. Er schlägt ihn, als hinge viel davon ab. Er schlägt ihn, dass es weh tut. Schatzi, verfickt, rück mir nicht so auf die Pelle, wenn ich serviere, sagt Dudi. Die Situation fängt an, ihn zu ärgern, sehr sogar. In der Kontrollgruppe sind sie die Unschlagbaren, die Musterpaarung, das Schaudirdiemalan-Duo. Und jetzt kommt diese Niete mit ihrem kleinen Findelkind daher und versucht, sie plattzumachen. Und es gelingt ihnen. Konzentrier dich, verdammt. Nicht, dass der Hauptmann mit dieser Schmallippigen noch den Sieg einstreicht. Wen der alles daherbringen kann. Das nächste Mal taucht er mit einer Nonne auf. Die macht einen nur befangen mit ihrem verträumten, gutmütigen Lächeln, man überlegt es sich zweimal, bevor man in ihrer Gegenwart flucht. Und wie soll man so spielen, wenn man statt des Spiels auf die Scheiße achten muss. Das fehlt noch. Drauf geschissen. Soll sie sich anpassen und sich freuen, wenn wir sie in den Freundeskreis aufnehmen. *Wenn*. Denn so weit ist es noch lange nicht. Die Baronesse zum Beispiel hat eine ausgesprochen negative Meinung von ihr, und wenn die Baronesse an jemandem was auszusetzen hat, dann hat derjenige einen mehr als schweren Stand. Natürlich hat die Baronesse mit ihren fünfzig Lenzen an jeder was auszusetzen, die unter dreißig ist. Ich mag den Hauptmann, aber wenn es so weit kommen sollte, sage ich ihm, er soll seine kleine Holzfotze woanders grasen lassen. Wenn sie einen nur nicht immer so anglotzen würde, mit ihren großen, braunen Augen. Geht mir auf die Nerven. 11:6 für sie. So wird das nichts. Netz! Scheiße aber auch.

Hm, denkt Schatzi. *Scheinbar* stimmt die Chemie zwischen ihnen. Das Zusammenspiel ist gut, aber ob sie auch gut zueinander passen ... Kante! Na endlich, einmal kann auch mir das Glück zulächeln, sorry, meine Lieben, tut mir total leid. Beide sind so präzise, so nett, das hilft natürlich beim Zusammenspiel. Obwohl mir die Kleine ein bisschen verdächtig vorkommt, sie wirkt wie jemand, der in bestimmten Mischungen explodiert, bis dahin aber vollkommen harmlos erscheint. Wie jedes gegen sich selbst einen Bezug hat, so muss es auch gegen andere ein Verhältnis haben. Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein. Eigentlich sind die verwickelten Fälle die interessantesten. Erst bei diesen lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärkern, entfernern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken. Service hier, Platztausch dort! Gleich gewinnen sie den Satz. Dudi tobt natürlich, aber bis jetzt hat er sich noch ganz gut im Griff. Ein wütender, platzender Mann kann so erbärmlich sein; tränenreiche Männer sind gut. Die Scheidungen hervorbringenden Verwandtschaften hat man früher Scheidekünste genannt – charmant. Obwohl, was das anbelangt, das Vereinigen ist eine größere Kunst. Denn wer könnte nicht etwas scheiden? Alles nur eine Frage der Kraftanstrengung. Es

strapaziert schon ein bisschen die Nerven, wie der Hauptmann und sein kleiner Liebling mich ständig fixieren. Beide haben große, braune Hundeaugen, eine komische Ähnlichkeit. Oder sind es gar nicht die Augen, die ähnlich sind, sondern etwas anderes? Aber was? Na, die erste Runde haben sie, 21:18. Dabei haben wir ganz gut aufgeholt. Dudis permanentes Wüten stört mich allerdings in der Konzentration. Und noch was anderes. Aber was?

Die Chemie zwischen uns stimmt, denkt der Hauptmann, aber ist das ein ausreichender Grund, glücklich zu sein? Wie jedes gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen andere ein Verhältnis haben. Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne aneinander etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Aber sind Wasser und Wein für sich nicht edler denn ein Gespritzter? Na, das saß, 1:0 für uns. Aber darum geht es ja: Braucht man eine Vereinigung, die nichts Neues hervorbringt? Sollten wir uns wirklich wünschen, dass nichts und niemand etwas an uns ändert? Sollten wir derart erfüllt sein von unserer eigenen Vollkommenheit? Sollten wir derart an der Unveränderlichkeit hängen? Sind es denn nicht gerade die Veränderungen, die ein Leben erträglich machen? Ist es nicht die Veränderung, die uns in die Zeit hineinwirft, die das Sein spürbar macht, anstatt dass wir gefangen wären im ewigen Kreislauf? Würde jeder Tag derselbe sein, wäre nicht der Tod wünschenswerter? Otti und ich, wir haben uns problemlos vereint, wie Wein und Wasser, und das Ergebnis ist in der Tat: ein schwacher Gespritzter. Netz! Wie ich immer sage: es muss nur eine Sache klar sein: alles, was Arbeit ist, hat getrennt zu sein vom Leben. Arbeit verlangt nach Ernsthaftigkeit und Strenge, das Leben verlangt die Ausschweifung. Arbeit verlangt entschlossene Konsequenz, das Leben braucht die Inkonsistenz, mehr noch, Inkonsistenz im Leben ist liebenswert und erfrischend. Je sicherer du in dem einen bist, umso freier kannst du im anderen sein; anstatt dass während der Vermengung die Freiheit das Sichere davonträgt und vernichtet. Und einen sichereren Menschen bei der Arbeit als mich gibt es nicht. Her also mit Ausschweifung und Freiheit! Das Mädels hier ist ein süßer kleiner Happen, aber der richtig große Fang, die Herausforderung, vibriert dort, jenseits des Netzes, wie eine helle Fata Morgana. Ich muss sie mir erobern, das wird meine liebenswerte Inkonsistenz sein. Schmetterball! 6:4 für uns, Service hier, Platztausch dort.

Kein Zweifel, die Chemie zwischen uns stimmt, sinniert Otti, während sie aus dem Augenwinkel zum Hauptmann schielt. Wir haben die notwendige Affinität, die elementare Verwandtheit der Seelen. Sogar mehr, als unbedingt nötig wäre. Wir wollen viel zu sehr dasselbe, haben viel zu sehr dieselben Sehnsüchte. Bei den Reginen gab's auch so ein Mädchen, anfangs hingen wir ununterbrochen zusammen, genossen die Einheit, das Spiegelbild unserer selbst in der jeweils anderen; wir machten alles zusammen, alles, was erlaubt, und alles, was verboten war. Nach einer Weile waren wir einander aber wie die Tapete an der Wand. Der Funke fehlte, der etwas Neues, etwas Anderes hervorgebracht hätte. Wie kann der Charakter, die Eigentümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen? Das Eigentümliche müsste durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem sein. Ich bin bereit, diese Unbequemlichkeit auf mich zu nehmen! Das, genau das ist mir klar geworden, als ich, sogar für mich selbst überraschend, Dudis Schmetterball pariert habe – was für ein Mann! Denn wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen. Sowie: Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein. Und weiter: Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind. Und vor allem: Es gehört schon ein buntes, geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um sich zu ertragen. Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger, alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er wird ein anderer Mensch. Es wandelt niemand ungestraft unter

Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiss in einem Land, wo Elefanten und Tiger zu Hause sind. Otti schaut hoch, über das Netz hinweg. Der Hauptmann ist ein guter Fang, aber der richtig große Happen, die Herausforderung, vibriert dort drüben, wie eine helle Fata Morgana. Denn wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen. Ich denke es nicht nur, ich weiß: es wird so kommen. Und spielt mit der Rückhand den Ball in die rechte Ecke. 15:13 für uns, Salve Regina.

Mir scheint, die Chemie zwischen uns stimmt, denkt Dudi. Sie ist völlig bei mir, keine Frage: fixiert mich ständig mit ihren wunderschönen braunen Hundeaugen, spielt unerwartet meine Schmetterbälle zurück und denkt anerkennend daran, was für ein Mann ich bin. Ein hübsches Mädels, eigentlich. Einfältig süßes Lächeln. Man überlegt es sich zweimal, wie man in ihrer Gegenwart redet, irgendwie tut es nicht gut, Obszönitäten zu sagen, wenn sie es hört. Das ist etwas Neues – und es ist etwas besorgniserregend. Der würde ich vielleicht sogar erlauben, dass sie einen Blick in das Buch wirft, aus dem ich gerade vorlese. Schatzi habe ich das nie erlaubt, das ist eine tödlich nervende Angewohnheit. Und dennoch. Gleich gewinnen die auch noch den zweiten Satz, aber irgendwie kann es mich nicht richtig aufregen. Diese seelische Trägheit oder was verschlechtert allerdings immer mehr mein Spiel. Ich mache unmögliche Dinge, ein Wunder, dass Schatzi noch nicht herumbrüllt. Aber als wäre auch sie in einer überaus nachgiebigen Stimmung. So habe ich sie noch nie gesehen. Seltsam. 18:15 für die. Aber warum tangiert mich das nicht mehr? Guter Gott, gib deinem verwirrten Spieler ein Zeichen. Doppelfehler, verflucht noch mal! Aber wirklich: Wen interessiert das? Ich bin glücklich. Unerklärlich und unerschütterlich glücklich.

Wenn ich mich nicht täusche – und wie wir wissen, täusche ich mich nie –, stimmt die Chemie außerordentlich gut zwischen uns, denkt Schatzi. Nun, da sie sieht, dass ihr Ehemann zufrieden ist, spürt auch sie die Vorteile der neuen Situation. Der eine bestellt seinen Garten, wie Dudi, der andere hingegen einen Park, baut neue Dinge, so wie ich, denkt Schatzi, und versilbert ihre prächtige, reife Vorhand mit einem neuen Punkt. Hier werden noch Punkte gemacht, warten wir's nur ab. Service hier, Platztausch dort. Dieses Spiel ist eine große Herausforderung, größer, als ich gedacht hätte, und ich habe keinen größeren Wunsch, als ihr zu genügen. In Wahrheit habe ich mir nie etwas anderes gewünscht als das. Die Kontrollgruppe wird sich echauffieren, das ist sicher, aber interessanterweise löst das weder Freude noch Trauer bei mir aus. Die Kontrollgruppe interessiert mich nicht. Mich interessiert nur eine einzige Sache: dass aus dieser Chemie Biologie wird. Das Spiel verlieren wir vielleicht, aber den Sieg hole ich mir.

Niemand, nicht einmal ein Blinder, könnte leugnen, wie gut die Chemie zwischen uns ist, jubelt der Hauptmann. Noch nie habe ich sie so frisch, so glücklich gesehen! Und woher sonst sollte das kommen als von der zwischen uns entstehenden Spannung, die lediglich von einem dünnen Netz noch zurückgehalten wird. Wovon sonst sollte ihr Gesicht so aufgeblüht sein, wovon sonst sollte sie so voll Aufregung zittern, und wovon sonst sollte ihr ganzes Wesen so strahlen, wenn nicht davon, dass jenseits des Netzes, des Spiels, der Kontrollgruppe die Ufer des Glücks aufscheinen, für ein ganzes Leben. Wie konnte ich nur so blind sein, wie konnte ich die allein seligmachende Lösung nicht erkennen? Wie konnte ich nicht erkennen, dass der Name verpflichtet und ich nur der Hauptmann meines Herzens sein kann, von nichts anderem! Ein harmloses kleines Pingpongspiel, ein bisschen künstliches Geben und Nehmen brauchte es, um zu begreifen, was ich immer schon und von allein hätte wissen müssen. Ich war blind, obwohl ich dachte zu sehen. In was für einer Situation wir auch immer sind, wir denken immer, dass wir sehend sind. Ich glaube, der Mensch träumt auch nur deswegen, um selbst im Schlaf noch zu sehen. Nur eines sehen wir nie: unsere eigene Blindheit, und nun, da diese Erkenntnis endlich meine ist, kann auch alles andere meins sein, wonach ich mich, und sei es unbewusst, gesehnt habe. Lasst uns also dieses lange Vorspiel beenden und die Fortsetzung sehen! 20:19 für uns, es folgt Satz- und Matchball. Das ist es! Danke für das Spiel, und nun möge *endlich* das Spiel beginnen.

Ich habe das Gefühl, flüstert Otti blass, die Chemie zwischen uns stimmt. Schatzi nickt. Die Gesinnungen ändern sich gewiss in einem Lande, wo Elefanten und Tiger zu Hause sind. Schatzi und Otti schmiegen sich eng aneinander und gehen Richtung Kneipe. Dudi und der Hauptmann bleiben zurück und schauen ihnen nach. Eine unendliche Geduld soll es geben, einen unendlichen Schmerz will der starre Behagliche nicht anerkennen. Es gibt Fälle, ja es gibt deren, wo jeder Trost niederträchtig und Verzweiflung Pflicht ist! Verschmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu schildern weiß, keineswegs, die seinigen bei schmerzlichem Drang weinen zu lassen. Selbst im Sprichwort sagt er: Tränenreiche Männer sind gut. Verlasse mich jeder, der trocknen Herzens, trockner Augen ist! Ich verwünsche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängnis noch edel gebärden, um ihren Beifall zu erhalten; und, damit sie ihm beim Verscheiden noch applaudieren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen, denkt Dudi, aber am Ende sagt er nur: Ich schulde dir ein Bier. Jedes unangenehme, unbequeme Gefühl der Zwischenzeiten war vergangen, keiner grollte mehr dem anderen; jedwede Bitterkeit zwischen ihnen war vergangen – nur die Traurigkeit blieb, saß auf ihren Schultern, wie ein schwerer, schwarzer Vogel. Der Hauptmann nickt ergeben. Sie verstehen einander. Sieg, Niederlage. Worte.

- 1) **Gab es bei euch zu Hause schon mal Wechselzersetzung? Wenn ja, wie habt ihr euch dagegen geschützt?**
- 2) **Sollte es einer Chemielehrerin erlaubt sein, blond und schnarrend zu sagen: Isch liebö eusch, Mäuselschen? Kann man so etwas ertragen?**

Die zwei Fridas

(Schule jenseits der Grenze)

Sie setzten uns nebeneinander, dabei wollten wir das gar nicht. Wir sagten auch, dass wir es nicht wollen. Worauf die Lehrerin, mit einem für ihr Körpergewicht erstaunlichen Schwung, den Rohrstock durch die Luft schwappte, hat dich wer gefragt, fragte sie, und da uns niemand gefragt hatte, antworteten wir lieber nicht, nicht, dass sie noch einmal fragt. Wir saßen still. Wir kuschten. Die ganze Klasse kuschte. So viel sei gesagt: Die Neuen zu sein ist kein Zuckerschlecken. Man wird ununterbrochen gemustert. Besonders wenn man zu zweit ist. Und noch mehr, wenn man zu zweit eine ist. Wir haben versucht, Abhilfe zu schaffen, indem wir uns unterschiedlich kleideten. Frida trug ein langes weißes Kleid mit Dreiviertelärmeln, oben mit üppiger Spitze, der untere Saum war mit einem niedlichen Muster aus roten Rosen verziert, ich dagegen trug ein blau-gelbes Top zu einem ölgrünen, langen Rock, unten mit weißer Spitze (Schmuck zu tragen war leider verboten, wir fühlten uns, als würden wir nackt auf die Straße gehen). Trotzdem verwechselten sie uns andauernd. Sie sagten, es sei störend, dass wir genau gleich hießen, dabei hätte das, unserer Meinung nach, im Gegenteil, eine Erleichterung bedeuten können. Aber nicht für sie. Bei uns ist das so Sitte, Herzliebchen, sagten sie unendlich überheblich, dass man zwei Gleiche verschieden nennt. Damit sie nicht so gleich sind. Zwar ist das auch eine Art Logik, sagten wir, als wir noch dachten, eine Diskussion würde sich lohnen, aber ihr müsst einsehen, dass es eine ebenso annehmbare Ansicht ist, dass, wenn zwei Gleiche gleich sind, auch ihre Namen gleich sein sollten. Wenn Logiken so verschieden sind, spricht man von einem kulturellen Unterschied. Woraufhin alle ordinär zu johlen anfangen. Die ganze Klasse johlte.

Nur der Sanyi Lakatos johlte nicht, denn er fühlte mit. Er wusste, was ein kultureller Unterschied ist. Wenn ihr wollt, sagte er, poliere ich ihnen die Fresse. Wir wollten nicht, aber wir dankten herzlich. *Gracias*. Wir mochten Sanyi Lakatos. Er konnte sich mit dem Zirkel zwischen die Finger stechen wie kein anderer. Außerdem erinnerte er uns an die Jungs zu Hause. Besonders an Diego. Diego war zur Hälfte indigen, Sanyi Lakatos war es ganz. Eine von uns trug immer ein Porträt in Medaillonform von Diego bei sich, bis die Chemielehrerin es konfiszierte. Sie sagte, es würde uns von den Mixturen ablenken. Wenn sie gewusst hätte, wie sehr sie sich irrte! Es war doch Diego, mit dem man sich am besten auf der ganzen Welt mixen konnte. Diese busenlosen Küken in der Klasse ahnten nicht einmal, was das ist. Wir waren erheblich entwickelter als sie, zum Beispiel hatten wir auch schon einen Schnurrbart, was sie, wie sollen wir sagen, mit einiger *Befremdung* aufnehmen. Offen gesagt, sie haben uns übelst angemacht deswegen. Dass so was hier nicht üblich sei. Dass wir so nicht an der Versammlung der Pioniergruppe teilnehmen könnten. Dass ein Pionier so nicht aussehen dürfe. Gott sei Dank, sagten wir, eine Sorge weniger. Wir müssen wohl nicht extra erwähnen, dass wir das nicht hätten erwähnen sollen. Einen Gott gibt es hier nicht, brüllte unsere Klassenlehrerin, und ihr vor Fett schön glänzendes Gesicht lief rot an, hier gibt es das, was der Genosse Lenik und der Kamerad Schuldirektor sagen. (Wer mochte dieser Genosse Lenik sein, wir zerbrachen uns den Kopf, aber wir trauten uns nicht zu fragen, denn wir spürten, dass wir nur noch mehr Schwierigkeiten bekommen würden.) Wir sollen uns ins Büro des Direktors scheren, mit unserem Hausaufgabenheft. Der Kamerad Schuldirektor (vom schwarzen Truthahn von Teotihuacan kannst du der Kamerad sein!) empfing uns mit äußerster Herzlichkeit, was ihn nur noch angsteinflößender machte. Er erkundigte sich, ich zitiere, was uns denn, ach, zu ihm führe, wir haben doch

nicht etwa einen Schabernack getrieben, und aberaber, Mädchen, bekennet Farbe, bevor ich vor Wut entbrenne. Da wir aber nicht wussten, warum wir eigentlich da waren, schwiegen wir. Mädchen, sagte er, ihr runzelt besser nicht so hässlich die Augenbrauen, wenn ihr mit mir redet, das nimmt sonst ein böses Ende. Dieser in Form einer Drohung vorgetragenen Bitte konnten wir leider nicht nachkommen, da wir geblieben waren, wie wir waren. Umsonst sagte uns einst unsere Oma Kalo ein ums tausendste Mal, Fridaleinchens, runzelt nicht eure Augenbrauen, sonst bleibt ihr noch so, wir hörten nicht auf sie. Wir runzelten und runzelten, bis wir am Ende so blieben. Auf diese Weise stand es nicht in unserer Macht, der Bitte des Kameraden Schuldirektor nachzukommen, und das sagten wir ihm auch. Worauf er versetzte, dass wir das noch sehr bereuen werden, und nach unserem Hausaufgabenheft verlangte. Der Kamerad Schuldirektor schrieb und schrieb. Wir beneideten ihn um seine dichterische Ader, wir dagegen mussten immer tagelang über Aufsätzen brüten. Da standen wir in der Mitte des Direktorenzimmers, und auf einmal fiel uns auf, dass selbst die schläfrigen nachmittäglichen Sonnenflecke vom schönen, mit einem Ährenkranz eingefassten Wappen verschwunden waren, dass es also Abend geworden war. Nna, sagte der Kamerad Direktor, das hätten wir. Das nehmt ihr schön mit nach Hause zu eurem Vater und lasst es unterschreiben. Und dass ich euch hier nicht mehr sehe, sonst grummeldigrumm, sagte er herzlich, wovon es uns kalt über beide Rücken lief. Im halbschattigen Flur sahen wir nach, was er geschrieben hatte. Wir lasen Folgendes, zweimal: »Frida hat den Unterricht auf eine für einen Pionier unwürdige Weise durch Meckern gestört. Dafür erteile ich ihr einen Verweis.« Unser Vater lachte drei Tage und drei Nächte, am Ende musste der Notarzt gerufen werden, damit man ihm das Zwerchfell wieder einrenkte. Der Arzt lobte uns, dass wir gerade noch rechtzeitig Bescheid gegeben hatten, denn, ich zitiere, noch ein Haha und aus die Maus. Worauf unsere Mutter einen Weinkrampf bekam und feststellte, dass eine von uns schon mehr als genug wäre, aber zwei! Aber man konnte nichts machen, es gab zwei von uns, und das, sagte unsere Mutter beschreibend, wird auch so bleiben. Aber was, dachten wir erschrocken, wenn eine von uns eher stirbt als die andere. Zum einen würde das Axiom unserer lieben Mutter aufs heftigste widerlegt, das wäre noch nicht so schlimm. Was aber viel erschreckender ist: Wir würden allein bleiben mit uns selbst. Dieser Gedanke war uns so unerträglich, dass wir ohne weiteres Zögern beschlossen, etwas zu tun, um dies zu verhindern. Gedacht, getan. Aus der Tasche des Arztes entwendeten wir ein Skalpell und eine Gefäßklammer und zogen uns, nachdem er gegangen war, ins Badezimmer zurück und fingen an, unsere beiden Herzen miteinander zu verbinden. Unsere Überlegung war, wenn wir aus zwei eine machen, dann können wir nicht jede für sich sterben, denn auch die andere werde ich sein. Das hätte unsere Biologielehrerin mit einer Zwei plus belohnt, denn die Eins, ich zitiere, steht nur den Allerhervorragendsten zu. Nachdem wir die Operation beendet hatten, wuschen wir das Bad sauber und trugen, von der Freude einer gut gemachten Arbeit erfüllt, ohne darum gebeten worden zu sein, den Müll hinunter und wuschen ab. Unsere Mutter lächelte beunruhigt.

Am nächsten Tag gingen wir schon so in die Schule. Frida war ich, und ich war Frida. Und zwar träumte die eine von uns auf Spanisch und die andere zählte auf Ungarisch, liebte die eine Fußball und die andere das Kunstturnen, machte die eine gerne Laubsägearbeiten, die andere häkelte, liebte die eine Jungs (besonders den Diego), die andere Mädchen (besonders die Marlene Dietrich aus der C, die auch Ausländerin war), war die eine Alt, die andere Mezzo, weswegen wir im Schulchor an der Grenze der beiden Stimmen balancieren mussten, aber ich sage es offen und ehrlich, wir haben uns stur geweigert, aufaufführungenkommunisten zu singen, denn davon wäre uns, wie Oma Kalo einst sagte, *das Mütchen vergangen*, stattdessen sangen wir the girl from Ipanema, tiriti, sowie für die Ewigkeit die große Rus, denn zwar wussten wir nicht, was die große Rus war, aber es klang verheißungsvoll, und schließlich, zwar war die eine von uns Jungfrau und die andere Waage (das wird sich später eingerenkt haben), weil wir unmittelbar vor und nach Mitternacht geboren worden

sind, so waren wir nun dennoch eins, und unsere freigelegten Herzen lachten, wie prima wir dem Schicksal damit ein Schnippchen geschlagen hatten. Aber da nahm das Übel schon seinen Lauf. Es stellte sich nämlich heraus, dass für jenen Tag Fotografieren angekündigt war, wir hatten es bloß wegen der großen Herz-OP vergessen. Für das Klassenfoto musste man aber streng in Pionieruniform erscheinen, und wir standen da, von Kopf bis Fuß keineswegs in Pionieruniform, (ganz) im Gegenteil! Dazu kam, dass wir erst jetzt bemerkten, dass bei Frida nicht nur das freigelegte Herz unter der weißen Spitze hervorlugte, sondern auch eine Brust, was laut Freundschaftsordnung strengstens verboten war. Außerdem war es ihr nicht gelungen, das Ende der Arterien mit der Gefäßklemme ganz zu verschließen, so dass Blut auf ihr schneeweißes, wunderschönes Kleid tropfte, was zwar überraschend gut zur Farbe der gestickten Blumen am Saum passte, aber dennoch einen unordentlichen Eindruck hinterließ, und auch das war eines Pioniers unwürdig, und ganz besonders während eines Fototermins. Das blau-gelbe Oberteil der anderen war zwar unberührt geblieben, aber wir konnten diese Herzsache nicht anders lösen, als dass wir die Gefäße über den Stoff legten, was unbenommen eine etwas ungewohnte Verfahrensweise war (später schrieb das Magazin *Science* anerkennend darüber), da wir uns aber zum allerersten Mal an so etwas versuchten, waren wir froh, dass es überhaupt funktionierte. Obwohl es eine Sache gab, die nicht nur aus ästhetischen, sondern auch aus praktischen Gründen nicht die beste Lösung war, dass wir nämlich die Arterie, die unsere beiden Herzen verband, unter den Ärmeln des Oberteils durchführen mussten, so dass sie sich um meinen Arm wickelte und mich in der Bewegung behinderte. Wir geben zu, das Ganze machte einen etwas pfuschigen Eindruck, dabei stand doch auf der Wandzeitung, dass man jede Arbeit so genau und schön, wie die Sterne gehen am Himmel, erledigen sollte, aber man zeige uns den, der es besser gemacht hätte, dort, im Bad. Na, da konnten wir aber was erleben! Was wir uns denn einbildeten. Wo wir dächten, dass wir seien. Ob wir das hier für einen imperialistischen Saustall hielten. Ob wir vielleicht mit dem Klammerbeutel gepudert worden seien (das verstanden wir überhaupt nicht, werden zu Hause nachfragen müssen). Wo wir denn dahergelaufen gekommen seien, aus einem Zigeunerlager, oder, noch schlimmer, sind wir etwa dem Finanzkapital, also einer schlechten Gesellschaft in die Hände gefallen? Wir konnten auf keine dieser Fragen eine Antwort geben, also hielten wir uns nur an den Händen und schwiegen. Wir sollen sofort die Hand der anderen loslassen, wir sind hier schließlich nicht beim Volkstanzabend. Wir ließen nicht los. Wir sollen sofort wenigstens unser Pionierhalstuch hervorholen. Wir holten es nicht hervor (wir hatten es nicht dabei, und überhaupt). Wir sollen sofort irgendwas mit uns machen, sonst könne sie nicht für sich garantieren. Aber wir haben doch gerade etwas mit uns gemacht, Frau Lehrerin, das ist das Ergebnis. Woraufhin, *ai, mi corazón*, das Inferno losbrach. Wir sollen nicht im Traum daran denken, dass wir so auf das Klassenfoto könnten. Wir sollen es so betrachten, dass wir nicht Teil der Klasse sind, dass wir Klassenfremde sind, dass wir nicht würdig sind, verewigt zu werden und noch weniger, unserem Vaterland zu dienen, immer bereit. Sie machte noch rund fünfundzwanzig Minuten lang weiter, aber da beschlossen wir, ihr nicht länger zuzuhören. Wir schlossen die Stimme aus unseren Ohren aus, den Anblick aus unseren Augen, wir schlossen die Frau Lehrerin und dieses ganze verrückte Land aus unseren freigelegten Herzen aus und dachten uns zurück in die Bucht von Acapulco, wir dachten uns zurück auf die Halbinsel Yucatan, wir dachten uns zurück auf die Pyramiden von Tikal, Tulum, Chichen Itza, Copan und Uxmal, wir dachten uns zurück in den Dschungel, wir dachten uns zurück in unsere glückliche Maya-Vergangenheit und in Diegos Arme. Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes. Der Fotograf, der bis dahin wortlos gewartet hatte, ergriff das Wort. Verzeihung, sagte er leise, zurückgenommen, wenn ich die Bemerkung machen darf, man sollte sie, wenn sie schon einmal hier sind, nicht ganz ausschließen aus dem Ereignis. Wahrscheinlich wurde er von einer dokumentarischen Absicht geleitet. Wahrscheinlich wollte er die ganze Wahrheit verewigen. Wahrscheinlich wollte er seine Arbeit akkurat erledigen und wünschte sich, dass

man ihn daran nicht hinderte. Und später dann, wird er sich gedacht haben, macht jeder mit den Bildern, was er will, zerschneiden, retuschieren, zerreißen, verbrennen, verschweigen, aber wenn er sich schon einmal herbemüht hat mit seiner Ausrüstung, warum sollte er diesen Tag nicht so auf Film bannen, wie er da ist, in seiner Ganzheit, damit er sich nicht vor sich selbst schämen muss, damit er seine Berufsehre nicht verraten muss. Unsere Klassenlehrerin starrte ihn ungläubig an. Aber Sie sehen doch, Genosse Fotograf, wie sie aussehen, oder nicht? Ich sehe es, antwortete der Fotograf. Sie sehen doch, dass sie so nicht neben den in festliche Uniform gekleideten Pionieren stehen können, oder? Ich sehe es, antwortete der Fotograf, aber es könnte ein anderes Bild von ihnen geben. Der Genosse Fotograf könne mit seinem Material machen, was er wolle, aber dass die Schule dieses Bild nicht bezahlen werde, das sei so sicher wie das Amen in der Kirche. Das macht nichts, entgegnete der Fotograf mit der Sanftheit eines Löwendompteurs, das geht dann auf eigene Rechnung. Er konnte das sagen, weil er selbständig war. Und wir kamen aus dem Staunen über so viel Güte und kosmopolitische Großzügigkeit gar nicht mehr heraus. Mädchen, sagte der Fotograf, nun an uns gewandt, ich mache zuerst das Klassenfoto, danach seid ihr dran, in Ordnung? Vor Ergriffenheit konnten wir nur nicken. Wir gingen alle hinaus auf den Hof, und nachdem der Fotograf mit dem bestellten Klassenfoto fertig war, gab er uns ein Zeichen, dass nun wir dran waren. Währenddessen scheuchte unsere Klassenlehrerin die anderen ohne Widerrede zu dulden ins Schulgebäude zurück, mögen wir nun miteinander anstellen, was wir wollen. Eigentlich war es kein günstiger Tag zum Fotografieren, der Himmel war drohend silbergrau und schwarz, es sah nach Regen aus. Der Fotograf gab uns ein Zeichen, wir sollten uns auf die kleine Bank setzen, auf der sonst der Hauswart sein Sonnenbad nahm. Wir sollen es uns bequem machen, wie immer wir wollen, für ihn sei es nur wichtig, dass wir direkt in die Kamera schauen. Also setzten wir uns hin, fassten uns an der Hand und schauten in die Kamera. Das fertige Bild klebte unsere Mutter ins Familienalbum und schrieb mit ihrer nervösen Schönschrift daneben: Frida und Frida, 6./b, 1969. Da ist es.



Wir freuten uns ganz besonders, dass auch Diego mit auf dem Bild war. *Viva la fotografia. Viva la vida.*

Hand aufs Herz: Wäscht du dir vor Operationen immer die Hände?

Was schließt du aus der Tatsache, dass das Herz des Frosches auch ohne Frosch weiterschlägt? Was für ein Licht wirft das in deinen Augen auf den Frosch? Und: ist das gesund?

Leibesertüchtigung

Film

(24/1)

(Turm, Sprung, vorwärts, rückwärts, Delphin, Auerbach, gestreckt, gehechtet, gehockt, frei, Salto, Schraube, Handstand, Start, Anlauf, Absprung, Flug, Eintauchen, Sprung mit Anlauf, Neustart, Wippen, Neustart aus dem Lauf, Hände gefasst, Zehen gestreckt, Arme über dem Kopf gestreckt, Schwierigkeitsgrad, Pflichtsprünge, frei wählbare Sprünge, Punktrichter, Oberpunktrichter, Synchronspringen, Einspruch, Auslosung, Strafe, Strafpunkt, Fehlsprung, starker Wind, falsch angekündigter Sprung, Absprung vor Freigabe, verliert das Gleichgewicht, springt aus der Achse, Seitenansicht.)

1 Du stellst dich nur hin und machst nur das Übliche. Nicht überdrehen. Sagen wir, du machst ihnen einen Auerbach (*renversé*), den mögen sie. Schön sauber. So, wie letztes Jahr in Sydney. Obwohl dort, um die Wahrheit zu sagen, ein Hauch Wind mit reingekommen war, obwohl es der Schiedsrichter nicht angezeigt hat. Ich hätte ihm den Hals umdrehen können. Oder ihn gleich da, im Sprungbecken, untertauchen. Soll doch die ganze Welt sehen, wie ein Schiedsrichter beim Turmspringen, der nicht in der Lage ist, Wind (*vent*) wahrzunehmen, im Sprungbecken ersäuft. Auch so habe ich's noch bombenmäßig hingekriegt, in der Luft (*la trajectoire*) ein bisschen korrigiert, und beim Eintauchen (*pénétration dans l'eau*) kam ich schon an wie eine Göttin. Ein weiblicher Poseidon. Eine Poseidonna. Hier weht auch ein ziemlich starker Wind (*vent fort*). In dieser Höhe, klar, was hast du denn gedacht. Trotzdem musst du's machen. Und zwar fehlerlos. Kein Neustart, kein Fehlsprung, kein Einspruch, keine neue Auslosung. Es gibt nur einen fehlerlosen Sprung.

2 Du stellst dich nur hin und machst das Übliche. Nicht überdrehen. Sagen wir, du machst ihnen eine Schraube (*tire-bouchon*), das ist einfach und macht was her. Das mögen sie. So, wie du's in Atlanta gemacht hast. Das Publikum tobte, es war dein erster Sprung in den Farben Amerikas. Sie waren dankbar, enthusiastisch, fachkundig. Sie erfassten, was du für das Vaterland leistest. Für das neue Vaterland. *Frage nicht, was das Vaterland für dich tun kann, sondern, was du für das Vaterland tun kannst.* Das ist es, was ich tun kann: eine perfekte Schraube. Dem alten Vaterland war sie trotzdem nicht perfekt genug. Denen ist nichts perfekt genug. Wer nur Silber holt oder Gott bewahre Bronze, braucht gar nicht erst nach Hause zu kommen. In Ordnung, bin ich eben nicht nach Hause gegangen. Sollen sie doch im Flohzirkus nachfragen, ob jemand für sie springt. Man müsste entscheiden, ob ich aus dem Handstand beginnen soll (*plongeon en équilibre*). Wenn das Fernsehen dabei ist, und natürlich ist es dabei, dann sieht es besser aus. Aber bei dem Wind sollte man es vielleicht doch nicht riskieren. Du darfst das Gleichgewicht nicht verlieren. Ausgerechnet jetzt aus der Achse zu springen wäre ein fataler Fehler. Nein, du stellst dich nur hin (*position de départ*) und machst das Übliche. Das Publikum wird auch diesmal toben. Heimspiel. Sie werden dankbar sein, enthusiastisch, fachkundig.

3 Du stellst dich nur hin und machst das Übliche. Vielleicht ein bisschen was dran drehen. Sagen wir, du machst ihnen einen Salto (*plongeon périlleux*). Davon rasten sie aus. Obwohl, aus dem Wippen kannst du das normalerweise besser (*rebondir sur le trampoline*), vom Turm weniger. Oder nicht gleich beim ersten Mal. Und hier gibt es eben einen Turm, und du hast nur einen Sprung. Das muss man überlegen. Nicht zu lange

grübeln. Eine Entscheidung muss her. Jetzt. Sofort. Gleichzeitig wäre es schön, wenn *die da*, zu Hause, sehen würden, dass ich sehr wohl mit dem ersten Versuch einen Salto vom Turm machen kann. Soll sie doch der Schlag treffen. Das wäre meine schönste Genugtuung. Dass sie sehen, was sie an mir verloren haben. Dass sie verloren haben und dass ich gewonnen habe. Na los, wenn schon kein Wippen möglich ist, einen Anlauf (*l'élán*) kriegt man noch irgendwie hin. Man müsste nur eine Rampe dafür zusammenschustern. Tische, Stühle, so was. Nein, ich glaube, dafür reicht die Zeit nicht mehr.

4 Du stellst dich nur hin und machst das Übliche. Nicht überdrehen. Sagen wir, du machst ihnen einen Delphin (*retourné*). Beliebt bei Groß und Klein. Der Delphin ist das beliebteste Wassertier. Und welches ist das beliebteste Tier in der Luft? Für jetzt, einen kurzen Augenblick, werde ich das sein. Königin der Lüfte, Liebling der Luft (*chouchou de l'air*). Fünfzehn Minuten Ruhm verkürzt auf fünfzehn Sekunden. Vielleicht nicht einmal so viel. Wer weiß, schließlich sind wir hoch genug. Aber ist es denn hoch genug, damit ich etwas Bleibendes schaffen kann? Und was, wenn die Kamera es nicht erfasst? Wenn sie's nicht aufnehmen? Wenn niemand den perfekten Sprung sieht? Wenigstens wirst du das gute Gefühl haben, etwas Perfektes geschaffen zu haben. Du wirst es wissen. Und das reicht. Na los.

5 Du stellst dich nur hin und machst das Übliche. Du kannst ein bisschen dran drehen oder, nein, nur einfach, kein Dreh. Sagen wir, du machst ihnen einen Hechtsprung (*carpée*). Eine klare Sache. Die einfachen Dinge sind am schönsten, und manchmal auch am schwersten. Scheinbar ist es leicht zu machen, aber für die perfekte Ausführung muss alles zusammenpassen. Konzentration, Gleichgewicht, der entsprechende Schwung, eine stabile Achse. Kopfsprung gehechtet, wer hat ihn nicht versucht, als Kind? Aber es gibt Dinge und es gibt Schwierigkeitsgrade (*coefficient de difficulté, CD*). Es gibt Dinge, die man nur auf eine einzige Weise machen kann. Und es gibt welche, die man nach verschiedenen Schwierigkeitsgraden machen kann, sogar in verschiedenen Nuancen. Man kann von einem sonnenbeschienenen, grasbewachsenen Seeufer springen, von einem Felsen in ein wogendes Meer, von einer eleganten, geschwungenen, später niedergebombten Steinbrücke in einen unwirklich türkisfarbenen, schnellen Fluss, von einem Ruderboot in das lauwarme Wasser eines trägen, toten Flussarms, von einem Startblock ins Becken eines Sanatoriums in den kühlen Bergen, von Vaters Schultern in einen spätsommerlichen Teich, in das Heilwasserbecken des Nachbardorfes, obwohl angeschrieben steht, Springen verboten, von einem Segelboot in die Südsee, man kann es so machen oder so, man kann nur eines nicht, nachlässig, pfuschtig springen. Springen muss man immer *so schön und genau, wie die Sterne gehen am Himmel*. Diszipliniert.

6 Du stellst dich hin und machst es. Das Übliche. Kein Dreh. Du machst ihnen einen Gehockten (*groupée*). Keine Faxen. Kein Firlefanz. Du tust nicht so, als würden sie jetzt etwas zu sehen bekommen, wovon sie gleich in Ohnmacht fallen. Aber wer ein Auge dafür hat, wird sehen, was er bekommen hat. Es wertschätzen. Und wer nicht, dem ist es ohnehin egal. Dem reicht die Sensation. Dass auch er einmal etwas gesehen hat, was nicht hätte sein müssen. Etwas Außergewöhnliches. Etwas Ungewohntes. Etwas, was man nur unter elterlicher Aufsicht darf. Aber das Wesentliche werden nur die Eingeweihten verstehen. *Wer weiß, versteht*. Ist das nicht mit allem so, immer? Und so ist es gut. Es müssen nicht immer alle alles verstehen. Zu viele Informationen ziehen einen hinunter wie Kieselsteine in der Manteltasche. Man kann daran ersticken. Die Information bleibt uns im Halse stecken, wie beim Mittagessen die Gräte, die nach einem korrekt ausgeführten Heimlich-Manöver wieder aus dem Rachen herausfliegt, zurück in die frische Luft. Nur eine

einfache Hocke, nicht mehr. Du stellst dich schön hin, springst, Hocke.

7 Du stellst dich hin und machst es. Das Übliche. *Petit* Dreh. Du baust ein Sprungbrett (*trampoline*), in so einem großen Gebäude wird es ja wohl irgendwo ein Brett geben. Anlauf (*élan*), einmal Wippen und setzt einen Doppelsalto hin. Einen, dass ihnen die Spucke wegbleibt. Selbst der Oberpunktrichter wird aufstehen und applaudieren. Wer ist hier eigentlich der Oberpunktrichter? Ich würde mir gerne ansehen, wen man beeindrucken muss. In Staunen versetzen. Verzaubern. Mit wem wir es also zu tun haben. Wer organisiert diese ganze Performance. Er mag das Spektakuläre (*spectaculaire*), das sehe ich, aber diesmal hat er sich ein wenig überinszeniert. *Zu viel*. Wie meine Großmutter Renée sagte, als sie das erste Mal das Empire State Building sah. So etwas erweckt den Zorn des lieben Gottes (*le bon Dieu*), sagte sie. Daraus erwachsen nur Probleme. So etwas zieht das Unheil an. Sagte sie. Renée war eine weise Frau. Hätte ich doch öfter auf sie gehört. Aber Renée mochte das Turnspringen nicht. Auch da war sie der Meinung, so etwas würde nur Probleme bringen. Aber den Problemen kann man nicht immer aus dem Weg gehen. Sie kommen von alleine. Springen muss man (*nécessaire*).

8 Du stellst dich hin, undsoweiter. In der Luft improvisierst du. Mehr noch, du legst eine überwältigende Improvisation hin. Hauptsache, du führst die Tabelle an. Dass sie immer nur dich übertragen, dass die ganze Welt deinen Sprung sieht, wieder und wieder, in einer endlosen Wiederholung. Du wirst der unangefochtene Star. Der Megastar. Das Vorbild für ein ganzes Land, *American idol*. Es wird nicht mehr wichtig sein, ob der Sprung Gold, Silber oder Bronze wert ist. Er wird alles Geld der Welt wert sein. Alle werden nur ihn sehen wollen. Tag und Nacht, verlangsamt, beschleunigt, angehalten, vergrößert, in Farbe, schwarzweiß. Dieser Sprung wird alles enthalten. Er wird so kompliziert sein, so komplex, dass man auf die Schnelle den Schwierigkeitsgrad (*coefficient de difficulté, CD*) gar nicht wird feststellen können. Sie werden was zu knabbern haben. Und wie.

9 Du stellst dich nur hin. Jetzt erst recht. Damit sie's sehen. Damit sie sehen, dass es auch so geht. Dass man nicht unbedingt wimmern muss. Dass man nicht unbedingt vor Angst zusammenschrumpfen muss wie eine kalifornische Rosine. Dass man es nicht so interpretieren muss, als wäre eine furchtbare Sache geschehen. Sondern die Chance darin erkennen. Die Gabe. Das Geschenk, sozusagen. Hier hast du's, nimm, eine Gabe. Woraufhin du dich verbeugst, zart lächelst und annimmst. Du nimmst es an, verstehst du? Es gibt Fälle, wo man es annehmen muss. Man kann sich nicht immer dagegenstemmen. Dass man nicht das gewollt hat. Dass man das nicht möchte. Dass sie es zurückbringen sollen dorthin, wo sie es hergeholt haben. Dass sie es gegen etwas Besseres tauschen. Nein. Man muss es annehmen. Seinen eigenen Besitz erkennen. Einsehen, dass das dir gehört und niemandem sonst. Ein Tor, durch das kein anderer eintreten kann, nur du. Tritt ein. Spring.

10 Nur hin. Du stellst dich hin. Und machst. Du machst es. Dein ganzes, aufgehäuftes Können wird drin sein. Eine richtige kleine Kapsel mit Können wird es sein. Eine visuelle Kapsel mit Können. Man wird wochenlang was zu analysieren haben. Jeder einzelne Moment wird studiert, mehr noch, unterrichtet werden. Du wirst Lernstoff, nach dir muss man antworten. Die Bälger werden schlottern, wenn wir nur das endlich hinter uns haben, werden sie denken, der Rest ist ein Kinderspiel. Sie werden dich anbeten und hassen. Beneiden und vergöttern. Selbst der, der dich nicht mag, muss anerkennen: Das hat sie aber wirklich gut

gemacht, das kleine Aas, das muss man ihr lassen. Und wer dich mag, der wird sich wundern, dass er jemals dein Freund hatte sein dürfen. Ja, ich kenne sie, sagen sie dann, sie war immer freundlich, zugänglich, immer fröhlich, zumindest dem Anschein nach. Wen sie nah genug an sich herangelassen hat, der konnte auch sehen, was hinter diesem Anschein war. Ich war ihr nahe, werden sie sagen, so nah, wie nur irgend möglich, werden sie lügen. Sie werden sich in den Vordergrund schieben, drängeln, positionieren, prahlen, lügen. Sie werden menschlich sein, hinfällig. Ich werde ihnen verzeihen. Sogar jetzt schon, im Voraus (*en avance*).

11 Nur. Weil. Du hast keine andere Wahl. Alle bisherigen Sprünge münden in diesen, alles, was vorher war. Das war der Sinn von allem. Dass du diesen hier jetzt gut machst. Das schönste wäre natürlich, wenn man einen Synchronsprung machen könnte. Das ist am spektakulärsten. Schließlich gibt es zwei Türme – aber gibt es denn auch zwei Kunstspringer? Wer weiß. Wer weiß, wer da ist, im anderen Turm, und was man ihnen beigebracht hat. Ob sie etwas können, was ihnen jetzt nützt. Wir lernen so viel im Laufe unseres Lebens, und dann, im entscheidenden Augenblick, im Finale (*finale*), können wir nur so wenig davon anwenden. Ich bin dankbar, dass man mir etwas beigebracht hat, dass ich etwas weiß, das mir jetzt nützt. Mehr noch: was mir jetzt als Einziges etwas nützt. All das andere Wissen ist in diesem Augenblick nutzlos. Addition, Multiplikation, Straßenverkehrsordnung, die Namen der Planeten, die Namen von Käsesorten, welche Farbe passt zu welcher, wer hat die Sonnenblumen gemalt, wie heißt der erste Film von Truffaut, wer ist der Vater von Sophies Kind, was ist das Wechselfieber, welchen Kosenamen hatte Pascals Mutter für ihn, wie heißt die Hauptstadt Ugandas, und welcher Fluss fließt rückwärts. Nutzlos, alles. Nur dieses eine, nur dieses eine ist was wert. Zu wissen, wie man schön springt (*savoir faire*). Und wenn man synchron springen könnte, hätte ich mehr Wünsche gar nicht mehr übrig. Das wäre wirklich schön, das wäre unvergesslich. Mit wem würdest du gerne springen? (Eine grundlegende Frage.) Das überlege dir noch, nur so hypothetisch. Und dann, wenn du damit fertig bist, spring. Solo wird es auch noch eine sehr große Nummer. Glaub mir.

12 Du stellst dich nur hin und machst es. Ja, das Übliche. Auch wenn der Anlass alles andere als der übliche ist. Auch wenn der Anlass außerordentlich ungewohnt ist. Auch wenn der Ort ungewohnt ist. Auch wenn der Grund ungewohnt ist. Einmalig. Unwiederholbar. Unerklärbar. Unglaublich. Wenn es von dem Turm dort ging, dann wird es auch von diesem hier gehen. Denke dir, dass du in der Schwimmhalle bist, am Sprungbecken. Im Sprungbecken hast du das erste Mal um dein Leben gekämpft. Der Schwimmunterricht für die Kindergartenkinder fand unmittelbar neben dem Sprungbecken, im Planschbecken statt. Nachdem man sich die Grundlagen angeeignet hatte, warf man alle in das Sprungbecken. Das Planschbecken war einen halben Meter tief, das Sprungbecken zehn Meter. Wer nicht hinausschwimmen konnte, wurde zwar herausgezogen, aber er durfte nicht mehr zum Unterricht. Selbst ertrinken schien besser zu sein, als diese Schande zu ertragen. Ich schwamm hinaus. Ich durfte bleiben. Später dachte ich mir, wenn ich hier meinen ersten Erfolg hatte, warum sollte ich woanders hingehen. Und so sprang ich. Viel, vieles, immer besser. Selbst die Vögel staunten. Der Wasserspringturm war fünf Etagen hoch, dieser Turm ist hundertzwanzig Etagen hoch. Ich bin auf der hundertsiebenten. Wenn es von dort ging, wird es auch von hier gehen. Hier kann man auch nur das Wasser sehen. Alles andere zählt nicht.

13 Du stellst dich nur hin und machst es. Drückst ihnen ein kompaktes kleines Solo aufs Auge. Synchronspringen ist gestorben, der Nachbarturm ist eingestürzt. Seltsam, dabei haben sie zuerst diesen hier getroffen. Trotzdem ist der andere zuerst davongeflogen. Die Ersten werden die Letzten sein: nicht immer ist

das ein Nachteil. Vergebens hast du dir einen hypothetischen Partner gewählt, der wirkliche Turm des hypothetischen Partners ist in Wirklichkeit eingestürzt. Er ist in sich zusammengesunken, als hätte er eine tragische, unerträgliche Nachricht erhalten, jetzt bildet er einen großen Haufen glimmender Asche. Er erfuhr, dass es aus ist mit ihm. Das konnte er nicht ertragen; eine Weile glühte sein Gerüst noch, wie eine rot leuchtende Röntgenaufnahme vor dem blendend blauen Himmel, dann gab er auf. Manchmal sterben auch die Bäume, von einem Augenblick auf den nächsten. Feuertod, sagt man dazu. Nur dass die Bäume im Stehen sterben. Lasst uns springen, solange es nicht zu spät ist.

14 Du stellst dich nur hin. Du stehst nur. Du stehst nur. Stehst nur. Starker Wind. Ungewohnt starker Wind. Nie gesehener, nicht zu bändigender starker Wind. Atemberaubend starker Wind. Hände gefaltet. Zähne zusammengebissen. Luft angehalten. Augen zu.

15 Du stellst dich nur hin, und. Es gibt immer ein und, und dann, auf einmal, gibt es kein und mehr. Wir hoffen immer darauf, dass es ein und geben wird, und auch die Erfahrung hat gezeigt, dass es immer eins gibt, eine Sache, und dann die andere Sache, und dann wieder eine andere und wieder und erneut. Das Leben ist: und.

16 Du stellst dich nur hin und verhaust es. Überdrehst. Verlierst das Gleichgewicht. Springst vor Freigabe. Springst aus der Achse. Machst einen Fehlsprung. Du machst keinen Fehlsprung, aber der Sprung wird falsch angekündigt. Der Einspruch wird zurückgewiesen. Der Schiedsrichter und der Oberschiedsrichter sind blind, aber das siehst nur du, denn alle sind blind, aber sie glauben, sie sehen. Keine Neuankündigung, keine neue Auslosung. Ein Alptraum. Zum Glück nur ein Alptraum. Die Wirklichkeit ist schöner. In der Wirklichkeit wird es gelingen. Du würdest es nicht überleben, wenn es nicht gelänge. Lieber wärst du im Alter von vier Jahren im Sprungbecken ertrunken, wenn es jetzt nicht gelingt. Aber es wird gelingen. Die Wirklichkeit ist immer schöner.

17 Du stellst dich nur hin und springst ab. Im Moment des Absprungs (*le départ*) läuft dein ganzes Leben vor dir ab, sagt man. Mein Leben ist eine Reihe von Sprüngen, einer nach dem anderen, Sprung auf Sprung. Im Moment des Absprungs sehe ich mir also alle meine Sprünge an und vergebe Punkte. Ich bemühe mich, meine Sprünge sachlich zu bewerten. Das ist das Schwerste. Man ist den eigenen Sprüngen gegenüber immer voreingenommen, es gibt immer irgendeine Erklärung, warum dies oder jenes nicht so gelungen ist, sondern anders, immer gibt es einen Grund und eine Folge, den Sprung. Sachliche Punktevergabe, das ist das Schwerste. Es gibt Punktrichter, die Punkte vergeben, gerecht und sachkundig, dann haben wir es leichter, dann können wir uns an sie halten. Und wenn sie es schlecht machen, dann kann man immer auf sie schimpfen, streiten, Einspruch einlegen. Aber wenn es keinen Punktrichter gibt, weil es keinen *gibt* und fertig, wenn man selbst die Punkte vergibt, das ist das Schwerste. Weil man immer weiß, wie die Sprünge *in Wirklichkeit* waren. Ob man auf- oder abwertet, man weiß es immer. Und man kann sich mit keinem streiten. Das ist das Schwerste, ohne Frage.

18 Du springst nur ab und Flugphase. Man kann es betrachten: aus der Seitenansicht, Untersicht, Draufsicht, Kreuzsicht, Quersicht, Kreissicht, Spiralsicht, Würfelsicht, Bergsicht, Talsicht, Abhangsicht, Sonnensicht, Mondsicht, Weltsicht, Allgemeinsicht, Hundesicht, Hamstersicht, Milchsicht, Honigsicht, mehr

noch, in Milchundhonigsicht (an klaren Tagen), Königssicht, Damensicht, Kampfersicht, Haschischsicht, Geschichtssicht, Geographiesicht, Liebessicht, Todessicht und dann wieder und wieder, in der Wiederholungssicht. Das ist das Gute daran. Dass man es mit allen möglichen Sichtweisen betrachten kann.

19 Turm.

20 (Vorwärts, rückwärts, Auerbach, Delphin, gestreckt, gehechtet, gehockt, frei, Salto, Schraube, Handstand.)

21 Starker Wind (*vent fort*).

22 Finale (*finale*). Startposition (*la position de départ*). Absprung (*le départ*).

23 Flugphase (*la trajectoire*), Hände gefasst (*les mains réunies*), Zehen gestreckt (*les orteils pointés*), Eintauchen (*pénétration*).

24 Endergebnis (*résultat*).

Ergänze folgende Sätze:

O Lamm, wenn ich dich nicht fresse ...

Eine Schwalbe macht ...

One small step for a man ...

Mein Gott, mein Gott ...

Fidelio

(Blogoper)

Mittwoch Sie haben mich angeworben. Vor zwei Tagen, per Internet. Das ist jetzt Mode. Der Deckname meines Kontaktoffiziers ist »Don Fernando«, meiner »Jaquino«. Sie belästigen mich schon seit mindestens zwei Jahren, aber diesmal haben sie mich mit einer Sache erpresst, von der sie genau wussten, dass ich sie nicht einfach werde wegfegen können wie bisher. Sie haben gesagt, sie werden es der Presse ausposaunen, dass ich, sozusagen, nicht reinrassig bin. Meine Mutter würde das nicht aushalten. (Ganz zu schweigen von den übrigen Konsequenzen, ich vertrage das Lagerleben schlecht.) Und dass sie, ich zitiere, auch meine Paarungsgewohnheiten ans Tageslicht bringen. Sie haben gesagt, ich solle alles berichten, was innerhalb der Mauern der »Institution« vor sich geht. Marcellina hat eine neue Frisur (das interessiert sie überhaupt nicht, mich umso mehr), sie ist wunderschön, wie immer, aber diesmal so sehr, dass einem das Herz weh tut. Sie schaut mich nicht einmal mit dem Hintern an. Nichts Neues. *Na, aber dann, später.*

Freitag Die »Institution« ist ein erstaunlicher Ort. »Don Pizarro«, so nennen wir den Chef, gibt uns keinen Grund zur Langeweile. Gestern Nacht zum Beispiel, als außer mir schon alle schliefen und auch die Lichter des Welterbe-Boulevards verschlafen blinzelten, schmuggelten Don Pizarros Männer einen Menschen herein, dessen Gesicht mit einer schwarzen Kapuze verdeckt war, angeblich ein investigativer Journalist. Man sagt, er will Enthüllungsfotos an die Zeitungen verkaufen, auf denen Don Pizarros krumme Sachen zu sehen sind, zum Beispiel der Hakenkreuz-BH, den er unter seiner kugelsicheren Weste trägt. Ausgerechnet vor der Offizierswahl wäre das für ihn nicht gerade ein Vorteil gewesen, ganz zu schweigen von seiner Partei. Der mit der Kapuze ist nicht bereit, die Negative herauszurücken, woraufhin sie ihm drohten, dass sie ihn so lange hungern lassen und foltern werden, bis er daran krepirt, und keiner wird wissen, wo er ist. Er sieht ziemlich zäh aus, vorerst ist er nicht einmal bereit, zu verraten, wie er diese Fotos überhaupt hat machen können. Ich habe da so meine Vermutungen, aber ich schweige. Das kann mir noch mal von Nutzen sein. Den Journalisten habe ich bei mir Florestan genannt.

Sonntag Don Pizarro hat mithilfe eingeschleuster Pressemitarbeiter in den Medien verbreiten lassen, dass Florestan von der Opposition gefangen genommen und hingerichtet wurde. Sie haben auch ein gefälschtes Video davon gemacht, ganz geschickt, obwohl der Schnitt ziemlich grob ist. Sie haben natürlich behauptet, das würde die Authentizität betonen, aber ich bin der Meinung, sie haben einfach keine Ahnung, wie man so was macht. Natürlich kann man sich für alles eine Ideologie basteln, aber ich persönlich kann Pfusch nicht ausstehen. Was ich anfangs, das will ich gut machen. Auch das Schreiben der Berichte geht mir immer besser von der Hand. Dass ich es mögen würde, kann ich nicht behaupten, aber wenn man es schon macht, soll man es ordentlich machen. Aufbau, Stilregister, Selektion, undsoweiter. Das ist auch nur ein Handwerk. Wenn Marcellina erfahren würde, was ich mache, würde sie mich wahrscheinlich hassen dafür. Das würde mich gar nicht so sehr stören, Hass ist wenigstens irgendeine Emotion. Gleichgültigkeit treibt mich in den Wahnsinn. Selbst mit Hunden geht man liebevoller um. Ich muss mir etwas ausdenken, damit sie zutraulich wird. Aber was nur?

Mittwoch Ich habe mir einen teuflischen Plan zurechtgelegt. Er ist so vertrackt, dass ich ihn selbst nicht mehr überblicke. Aber er wird funktionieren, er muss funktionieren! Es gibt, soweit ich das sehe, keine andere Lösung. Ich habe herausgefunden, dass Florestan eine wunderschöne Frau zu Hause hat, nennen wir sie Leonore, die fast wahnsinnig vor Trauer wird, weil Florestan verschwunden ist. Ich habe ihr ausrichten lassen (ich habe meine Methoden), dass ihr sternäugiger Mann hier gefangen gehalten wird, außerdem auch, was sie tun muss, um in die Institution hineinzugelangen. Nachdem ein Posten frei geworden ist, denn der Gehilfe von Rocco, Marcellinas altem Herrn, ist von Mitgliedern des Hauptstadtkomitees ums Eck gebracht worden (wahrscheinlich im Auftrag von Rocco und seinen Brüdern selbst), sie solle sich also um den Posten bewerben, selbstverständlich streng unter falschem Namen, wegen der falschen Papiere (Ausweis, Diplom, Sprachprüfung usw.) solle sie sich ruhig an die Wallenberg AG wenden, sie produzieren hervorragende Qualität, das heißt Schutz, nicht einmal bei den Russen werden ihre Sachen ausgesiebt, geschweige denn bei den dämlichen Gendarmen. Und sie solle sich keine Sorgen darum machen, dass sie eine Frau ist, denn bei der letzten landesweiten Ratssitzung hat man die Frauenquote beschlossen, und nachdem die Institution, was das angeht, ziemlich mies dasteht, werden sie sie nehmen müssen.

Montag Wenn ich so einen Fünfer im Lotto haben könnte! Leider bin ich ein Genie, nur bei denen hier ist das keinen feuchten Hundekehrich wert. Besonders, was die Marcellina angeht. Aber wir werden schon noch sehen, ob ich die Geschichte und ihre schlanke Taille nach meinem Gusto biegen können. Über meine eigenen Machenschaften schweige ich natürlich in den Berichten, so weit sind wir noch nicht, dass ich mich selbst anzeigen würde. (Obwohl, wer weiß, vielleicht kommt es einmal auch dazu, schließlich sind, wie Don Fernando ein wenig fröstelnd zu sagen pflegt, die Wege des Staatsschutzes unergründlich. Unverständlicherweise beginne ich Don Fernando zu mögen. Er hat etwas Beruhigendes an sich. Er ist zu einem der solidesten Elemente meines Lebens geworden. Er zählt auf mich, er gibt mir das Gefühl, dass ich wichtig, mehr noch, unverzichtbar bin. Er behandelt mich wie einen Menschen. Von wem sonst bekomme ich das?) Über die Ereignisse auf der Oberfläche berichte ich jedoch getreulich, Tag für Tag. Unter anderem darüber, dass, nachdem Leonore ihren Dienst angetreten hatte, Rocco sie in der Kunstinstitution herumführte und ihr erklärte, was sie zu tun hat. Zum Beispiel, dass sie die Arbeit der Knochenbrigade beaufsichtigen muss – dabei geht es um jene Gruppe von siebzehn Personen, die Plastikskelette für den Import in die DDR herstellen, oder zumindest steht das in den Papieren, aber nachdem hauptsächlich Kroaten und Iraker sie kaufen, fängt die Sache an, verdächtig zu werden. Ich habe Leonore Bescheid gegeben, sie solle sich bei Gelegenheit kündigt machen, damit ich es dann hübsch in den Bericht reinschreiben kann, das wird Don Fernandos Herz erfreuen, und er sieht, dass er sein Vertrauen nicht umsonst in mich gesetzt hat. Langsam werden wir wie Vater und Sohn. Neulich hat er mich auch wieder so sehr für meine Loyalität gelobt, dass er gesagt hat, von nun an wird er mich Fidelio nennen. Ein schöner Name (schöner als Fido, so viel ist sicher).

Dienstag Meine Rechnung ist aufgegangen. Ich wusste, dass Marcellina Leonoras besonderer Schönheit und Anmut nicht widerstehen können. Natürlich habe ich, bevor ich das wusste, auch gewusst, woher bei Marcellina der Wind weht. Schließlich hatte ich Zeit und Lust genug, sie zu beobachten. Wahrscheinlich habe ich es eher gewusst als sie selbst. Davon wurde aber leider meine Leidenschaft für sie nicht geringer. Im Gegenteil. Jedenfalls hat sich Marcellina Hals über Kopf in Leonore, das arme Luder, verliebt, die zwar versucht, nett zu Marcellina zu sein, nicht dass sie am Ende noch Rocco gegen sich

aufbringt und damit ihre geheime Mission gegen den Baum fährt, aber in Wirklichkeit ist sie permanent auf der Flucht vor Marcellina, die einfach nicht von ihr lassen will, sich in ihr festgebissen hat wie ein Blutegel. Jetzt kann das kleine Aas lernen, wie es ist, wenn einen die Leidenschaft packt und der andere einen nicht mit dem Hintern anguckt. Das ist meine süße, kleine, geheime Rache – und wenn Marcellina dann die Wahrheit erfährt, wer Leonora in Wirklichkeit ist, wird sie eine Schulter zum Ausweinen brauchen. Und dann werde ich zur Stelle sein, gerade gut zupass, ich werde sie mir großzügig anhören, und wenn es sein muss, werde ich sie ein wenig trösten. Ich werde in Ordnung sein. Nett. Unverzichtbar.

Donnerstag Die bedauerlichen Februarereignisse folgen in einem irrsinnigen Tempo aufeinander. Es kam heraus, dass der Oberste Chef persönlich der Institution einen Besuch abstatten will, was mit einem riesigen PR-Aufwand verbunden ist. Daraufhin ist Don Pizarro in Panik verfallen, dass Florestans Raub und Folter ans Tageslicht kommen, dass die internationale Presse davon widerhallen wird, und dann war's das mit dem EU-Beitritt, ganz zu schweigen von seinem eigenen armen Kopf. Er hat Rocco befohlen, dass sie noch heute die kompromittierenden Spuren verschwinden lassen, das heißt den Journalisten den Garaus machen sollen. Woraufhin Rocco, der nicht gerade wenig Berufsehre besitzt, zurückgab, dass er bereit sei zu foltern, zu schlagen, ja sogar, wenn nötig, Freundlichkeit zu heucheln, aber morden, dazu sei er nicht bereit, das gehöre nicht zu seiner Stellenbeschreibung, und er stampfte sogar auf mit seinem kleinen, mit Nieten beschlagenen Armeestiefel. Woraufhin Don Pizarro wutentbrannt und nicht weniger verzweifelt mit den Augen rollte: Muss ich denn alles alleine machen, brach es aus ihm heraus, und er befahl Rocco, dass er dann wenigstens das Grab im Hinterhof der Institution ausheben solle, damit er sein Gehalt nicht ganz umsonst bekommt, dalli, dalli. Woraufhin Rocco, der schon seit einer Weile Angst davor hat, dass er eingespart wird und dass man ihn ins Unterrichtsministerium versetzen könnte, um die Hochschulreform durchzupeitschen, lieber einen Spaten in die Hand nahm und wutschnaubend nach hinten ging. Aber da kam Leonore, die den ganzen Wortwechsel belauscht hatte und zu Tode erschrocken war, was denn jetzt aus ihrem teuren Florestan würde. Sie ging dem Alten so lange auf die Nerven, bis er ihr erlaubte, dass sie ihm half, er freute sich sogar, dass er mit seinem wehen Kreuz nicht allein die anonyme Grube ausheben musste, ganz zu schweigen vom Zusammendrahten der Hände und Füße, da ihn schon seit einem Monat ein hartnäckiges »Rauma« quälte, ja, so sagte er es, »Rauma«.

Donnerstag Am Nachmittag ist mein WLAN abgestürzt, deswegen mache ich erst jetzt weiter. Nachdem Rocco und Leonore mit Ach und Krach die Grube ausgehoben hatten, zerrten sie Florestan aus seiner Zelle, der, muss ich sagen, nicht gerade in einem top Zustand ist, er konnte sich kaum auf den Beinen halten vor lauter Hunger und davon, was er von Rocco bekommen hatte. Leonore fing sofort zu heulen an, als sie ihn sah, und ließ die teure Revlon-Mascara über ihr Gesicht laufen. Ihr auf dem Fuße folgte natürlich meine Marcellina, die ebenfalls zu heulen anfang, als sie sah, wie sich die beiden um den Hals fielen, und ließ die teure Estée-Lauder-Mascara über ihr Gesicht laufen. Ihnen auf dem Fuße folgte natürlich ich, der ich das alles mit Zufriedenheit betrachtete, und ich schwitzte nicht im Geringsten, denn ich benutze das Deo von Old Spice, das einen 24-stündigen Schutz bietet. Wir hätten ruhig ein lockeres Quintett abliefern können, so war die Stimmung. Da erschien plötzlich Don Pizarro und teilte mit, dass wir uns trollen sollen, weil er es nicht mag, wenn man ihm bei der Arbeit zuschaut. Aber ich habe gesehen, dass sich Leonore hinter einer Säule versteckte, und als Don Pizarro nach einigen Abschiedsfolterungen, die er unbedingt mit seiner neuen Digitalkamera verewigen musste, weil er es liebt, zu fotografieren, seine Kanone hervorholte, um Florestan

damit über den Jordan zu schicken, stürmte plötzlich Leonore hervor und schützte ihren Mann mit ihrem Körper und fuchtelte mit einer kleinen, perlmuttverzierten Pistole vor Don Pizarros Nase herum. Sie waren schon dabei, ein kleines Simultanendspiel anzufangen, als ein Büttel angelaufen kam und sagte, Don Pizarro solle sich sofort zur Rezeption bemühen, denn der Oberste Chef und seine Schleppe seien eingetroffen. Ich hab schon gedacht, vor lauter Wut bricht Don Pizarros Psychose erneut aus. Dabei haben sie da noch gar nicht gewusst, was ihnen bevorsteht.

Donnerstag Schon wieder war die Verbindung abgestürzt, dabei müsste ich jetzt auch meinen Bericht recht schnell schreiben. Während Leonore und Florestan übereinander herfielen, bekam Marcellina, die sich die ganze Aktion hinter der anderen Säule stehend angeschaut hatte, einen hysterischen Anfall, sie rezitierte das gesamte Periodensystem der Elemente, bekam Schaum vorm Mund und fiel in Ohnmacht, geradewegs in meine Arme. Da kam wieder ein Bote daher und sagte, dass alle sich auf dem Appellplatz einfinden sollen, weil der Oberste Chef gesagt hat, vor dem EU-Beitritt würde er eine allgemeine Amnestie verkünden, und sämtliche Gefangenen sollten sich vor ihm einfinden. Das macht mich aber auch neugierig, dachte ich, ich muss sowieso einen Bericht schreiben, also ließ ich die Marcellina mit einem kalten Umschlag auf der Stirn auf einem Rökamje liegen und ging den anderen nach. Da kam es zu einer überraschenden Wendung. Ein Journalist im Gefolge des Obersten Chefs hat den Florestan sofort erkannt, und so kam die ganze schmutzige Angelegenheit ans Licht. Don Pizarro wurde in Handschellen abgeführt, während man ihm seine Rechte vorlas. Don Pizarro schrie, wartet nur, ich werde mich an das Gericht in Den Haag wenden, worüber alle herzlich johlten, dass es noch jemanden gibt, der glaubt, dass das wirklich existiert. Danach teilte der Oberste Chef mit, dass Leonore wegen ihrer Tapferkeit am 15. März ein Ritterkreuz mit Tereschkowa-Emblem bekommen würde und dass Leonore und Florestan seine lange verschollenen Zwillinge seien und somit überhaupt nicht Mann und Frau sein könnten, aber jetzt ist es eh schon egal. Woraufhin die allgemeine Feierei losbrach, die Volksnahen schlugen sich fröhlich gegen den Stiefelschaft, die Urbanen breakdanceten phlegmatisch, die Bürger kotzten akkurat auf den roten Teppich, während die Vaterlandsverräter mit den Russen Wodka in der Speisekammer tranken. Und mit den Zigeunern war, endlich, alles in Ordnung. Ende gut, alles gut, dachte ich, denn hier erschien, ein wenig blass und schwankend, Marcellina und sagte mit traurigen Augen zu mir: »Du bist mein einziger Trost. Komm, wir gehen spazieren.«

Freitag Ich habe meinen Bericht geschrieben. Don Fernando wird sicher zufrieden mit mir sein. Wie schade, dass wir nur per Internet in Kontakt sind, ich würde ihn wirklich gerne kennenlernen. Aber damit wäre natürlich auch mein Inkognito futsch. Denn das Beste am Internet ist, leugnen wir es nicht, dass keiner ahnt, dass du ein Hund bist.

Schreibt einen Aufsatz mit dem Titel »Ein Sommer im Lager«. Achtet auf die saftigen Details!
Schreibt einen Aufsatz mit dem Titel »Mein Bruder, der traurige Schupo«! Achtet auf die Sachlichkeit!

Grundlagen unserer Weltanschauung

Der Kobold

Der Geruch feuchter Mäntel, das Schmatzen von Winterschuhen auf den schlammverschmierten schwarz-weißen Steinplatten. Im Saal angespanntes, ungeduldiges Stimmengewirr, vor den Eingabefenstern hoffnungslos sich windende, unendliche Schlangen. Die im Hauptpostamt Eingeklemmten drücken Weihnachtskarten, Briefe, Pakete verschiedener Größe und Gestalt an sich, als die einzige Hoffnung auf die Erlösung. Der Minutenzeiger der großen, runden Wanduhr stößt sich schwerfällig voran, als würde ihn jede Bewegung schmerzen. Die Stationen seines Vorankommens signalisiert er mit einem lauten Tick. Die Blicke bohren sich in die nach Naphthalin riechenden, muffigen Schultern der Mäntel oder sind auf die träge Uhr gerichtet. Die Träger von traurigen, nassen Pelzen, aufgeweichten Kamelhaar- und aufgedunsenen Wattemänteln, von erschrockenem Wehrdienstmolino und kecken Windjacken warten allesamt auf den Moment, wenn sie, von ihrer Last befreit, endlich zurückkehren können ins Leben, in die rußige, schmuddelige, nach Winter riechende Luft, in die vom Morast befreite, sich aufschwingende Zeit. Bunte Strickmützen, Barette, grau-braune Hüte, Pelzmützen, Berliner, winterfest gemachte Schildmützen mit Ohrenschützern, Kopftücher – sie wogen im dunstigen Raum wie Bojen auf einem nördlichen, nebelverhangenen Meer. Irgendwo in der Schlange steht die Lehrerin Frau Fuchs – für euch nur Aranka – in ihrem mittlerweile seit sieben Jahren getragenen, glänzend gewordenen pflaumenlila Wollmantel und sinnt versunken nach. Das soll ein Fest sein? Wozu all dieses Leiden?

Ein Fest ist, beginnt Aranka unsicher, um auch damit ein wenig Zeit vergehen zu lassen, ein Fest ist etwas, das sich abhebt, das anders ist. Aber wodurch wird es anders? Die rote Zahl im Kalender? *Wie der Blitz aufblitzt und leuchtet vom einen Ende des Himmels bis zum andern?* Ein unerwartetes Ereignis? Ein plötzliches Lächeln; eine ankommende nächtliche Straßenbahn? Ist das Fest vielleicht trockene Kleidung nach einem Sturm? Ein Butterbrot mit Paprikaschote an einem Sommernachmittag? Ist das Fest vielleicht eine zwischen Bergen und Wäldern versteckte Mofette? Ein herbstliches Seeufer im Sonnenschein? Aber wie komme ich dann hierher, sinniert Aranka Fuchs bitter, was habe ich hier verloren, in dieser Raum-Zeit-Enklave, in dieser elenden dunklen Höhle, in diesem Fußbreit Kraftfeld? Nein, das Fest muss doch was anderes sein, denkt Aranka, worauf der große Zeiger der Wanduhr erleichtert einmal tickt. Eine richtige Annahme reicht schon, um die Zeit voranzubringen. Aranka macht sich abermals daran. Ein Fest ist also ein Neubeginn, ein positives Nullen, eine neue Gelegenheit, die man geschenkt bekommt. Das Fest bedeutet, dass eine Ära zu Ende gegangen ist und eine neue beginnt. Ebbe und Flut; das Fest ist ein Reihemuster in unserer Zeit, die Begleitmusik des Daseins. Also ist das Leben ohne Feste, so Aranka, ein lautlos laufender Stummfilm, eine angespannte, belastende Stille. Ein abgeschabter Fuchspelzkragen schnauft der Lehrerin Fuchs von hinten in den Hals. Ist das Fest vielleicht die Wärme eines Stalls? Das Anhauchen? Die warmen Ausdünstungen, das Körper-an-Körper? Aber wo bleibt bei alldem die Seele?! Schließlich besteht das Fest – ist es etwa nicht so? – auch aus Seele!, sinniert Aranka ratlos und streicht mit ihrem dicklichen Handrücken über die rötlichen Haarsträhnen, die an ihrer verschwitzten Stirn kleben. Im spärlich beleuchteten Raum leuchten die fernen Eingabefenster wie winzige Lagerfeuer in einer verschneiten, nächtlichen Landschaft. Die apathisch auf der Stelle Tretenden wünschen sich dorthin, zu den einladenden, blinzelnden, warmen Lichtern, den Lichtern des Versprechens, die ein Ende ihrer Qualen und Leiden verheißen, den Moment der Erlösung. Das heißt, das Fest ist ein Ankommen, ein Ereignis, ein Happening, eine Erfüllung, womit wir rechnen und

auch wieder nicht, fädelt Aranka Fuchs weiter die matt glänzende Perlenkette ihrer Gedanken auf. Dann wäre es also eine dramatische Handlung, ein dramaturgisch polierter, glänzender Stein. Dann sind wir also im Theater, denkt Aranka, und bei diesem Gedanken wird ihr warm ums Herz, denn es gibt wenige Dinge, die sie so sehr mag, wie ins Theater zu gehen. Ja, es ist wahr, die ganze Welt ist ein Theater, stimmt sich Aranka zu, und wir warten auf den Auftritt der Hauptrolle, auf das große Entree. Dazu nickt sie kaum wahrnehmbar. Also ist es unsere Aufgabe, zu warten und zu beobachten, und dieser Gedanke macht Aranka ausgesprochen heiter, denn bislang hat sie sich in beiden Tätigkeiten als talentiert erwiesen. Das Fest bedeutet also: offenen Herzens, offenen Auges leben, und wenn gekommen ist, was kommen muss, werden wir es mit Sicherheit erkennen. Aber wenn das Fest nur so viel wäre, führt Aranka ihren Gedanken mit Anstand weiter, denn die Lehrerin Fuchs ist keine Marionette der leichten Konklusionen, warum stehen dann hier diese langen Schlangen, wozu dieses verbissene Wollen? Es muss da noch etwas geben, ein Element, das fehlt, ein Kettenglied, das alles Bisherige verbindet.

Und hier fährt die Erkenntnis in sie, und sie schämt sich sogar ein wenig, dass sie bis jetzt noch nicht daran gedacht hat. Natürlich, wofür sonst sollten diese vielen durchnässten Mantelträger hier stehen, wenn nicht, um mit anderen – wahrscheinlich: ihren Lieben – in Kontakt zu treten! Wovon sonst sollte eine Sendung zeugen, wenn nicht davon, dass wir ein Zeichen geben, ein Zeichen von uns und von unserer Liebe, davon, dass wir an sie denken, dass *gedacht wird*. Das Fest ist also Kommunion und Kommunikation, versetzt Aranka triumphierend, woraufhin der große Zeiger einen müden Tick verlauten lässt. So ist es, die Zeit dreht sich fein, in aller Ruhe. Aber wenn das so ist, flicht Aranka, nunmehr mit strahlendem Gesicht ihre Gedanken weiter, dann muss man auch das ausweiten, man muss bereit sein zum Gespräch, immer, mit jedem, bereit dazu, einen Fremden mit offenen Armen zu empfangen, damit wir seine Gegenwart annehmen, und annehmen, was er uns zu geben hat. Man muss in der Lage sein, zu senden und zu empfangen, das wäre die ideale Form des Umgangs, mehr noch, der Berührung. Und die schönste Metapher, das Symbol, der Locus classicus für all das ist: die Post. Als Aranka Fuchs in Gedanken hier angelangt ist, wird ihre Seele von Frieden erfüllt, und eine große Ruhe kommt über sie. Denn wenn das so ist, dann hält sie sich am Vorabend des Festes am bestmöglichen, prächtigsten Ort auf. Und von nun an schert sich Aranka nicht mehr um die dürftige Beleuchtung, die abgestandene, dunstige Luft, den Naphthalingeruch, die grauen Pfützen unter ihren Füßen, ihre durchweichten Schuhe, ja, nicht einmal um den sie von hinten anhauchenden abgewetzten Fuchskragen. Sie ist glücklich, dass sie den Vorabend des Festes am allerangemessensten Ort verbringen darf. Es würde ihr nicht einmal mehr etwas ausmachen, wenn sie bis zum nächsten Morgen dort stehen müsste in der Schlange, nach dem fernen Licht der Eingabefenster spähend.

Da fällt der Lehrerin Fuchs eine die Milchhaut des abgestandenen späten Nachmittags aufbrechende Bewegung ins Auge. Der feuchte Wattemantel, bis jetzt ein unbewegter Haufen vor ihr, wird plötzlich lebendig, und eine winzige alte Frau mit krummem Rücken taucht auf, dreht sich unerwartet um und schaut mit ihren stechenden, eng zusammenstehenden blauen Augen Aranka Fuchs direkt ins Gesicht. Aranka, die den freudvollen Moment der Kommunion und Kommunikation gekommen sieht, lächelt freundlich und schaut sie aufmunternd an. Daraufhin öffnet die Greisin den Mund, aus dem folgende Worte herausfallen: »Weihnachten wird nicht gut.« Wie ein Eispickel bohrt sich dieser Satz in Arankas Herz. Sie ist verwirrt, plötzlich weiß sie nicht einmal mehr, ob sie richtig gehört hat, ob nicht nur ihre Phantasie einen gnadenlosen Scherz mit ihr treibt. »Sprechen Sie mit mir?«, fragt Aranka stotternd, obwohl die vier Worte eindeutig an sie gerichtet waren, kein Zweifel. »Ja, mit Ihnen«, antwortet die alte Frau etwas ungeduldig, als würde sie mit einer geistig Minderbemittelten reden. Da umfasst das Herz der Lehrerin Fuchs eine eisige Angst. In ihrem Kopf fegt wie ein Wirbelwind alles vorbei, was die Worte der Alten bestätigen kann. Ihre Ängste bekommen Kontur, ihre bis

dahin unterdrückten, verscheuchten Beklommenheiten werden mit Händen greifbar. Arankas Herz klopft immer heftiger, ihr Magen verkrampft sich, sie sucht verzweifelt etwas, woran sie sich festhalten könnte, ein Schlupfloch, irgendeine Fluchtmöglichkeit. Ihr Mund wird trocken, ihre Zunge klebt ihr am Gaumen, sie möchte reden, aber die Worte gehorchen ihr nicht, kein Laut verlässt ihre Kehle. Dann, nach mehrmaligem Anlauf, Räuspern gelingt es ihr doch noch, es irgendwie hervorzupressen: »Aber ... aber *woher* wissen Sie das?!« Hier hat Aranka Fuchs noch Hoffnung. Vielleicht ist es ihr gelungen, die Alte festzunageln; vielleicht wird dieser lebendig gewordene Haufen Lumpen zugeben müssen, dass er nichts weiß. Dass er nur ein schädlicher Geist ist, für den ein Hauch ausreicht, um ihn vom Antlitz der Erde zu verjagen, damit er nie wieder zurückkehrt. Die dünnen Messerlippen der Alten verziehen sich zu einem hämischen Lächeln, als würde sie Arankas Taktik durchschauen. Sie schaut erneut in Arankas Augen und sagt nach einem Takt voll Pause: »Sie werden schon sehen.«

Und dreht sich wieder zurück, nach vorne, und verwandelt sich wieder in einen durchnässten Watteklumpen in einem schmutzigen, feuchten Raum.

Der große Zeiger der Uhr tickt geständig. Sie schleppt sich dahin, die tragende Zeit.

In den Vereinigten Staaten von Amerika sind die Postbeamten Volkshelden. Schreibt auf, was eurer Meinung nach ungarische Postbeamte sind!

Schreibt einen Aufsatz über euer Lieblingsfest mit dem Titel »Warum ich Weihnachten liebe«!

Die Versuchung des Henri Mouhot

Henri schwitzt und keucht im Dschungel. Der Junge macht schlapp, weil er dick ist. Ein Insektenforscher sollte nicht dick sein. Ein Naturwissenschaftler sollte nicht dick sein. Ein jugendlicher Liebhaber sollte nicht dick sein. Auch ein Entdecker sollte nicht dick sein. Ein Sprachlehrer in Russland, der kann dick sein. Die beschissenen zehn Jahre mit den beschissenen Gören, die haben mir das eingebrockt, denkt Henri, wütend nach den Moskitos schlagend. Diese beschissenen kleinen blutsaugenden Vipern. Moskitos, Gören, Henri assoziiert frei im Dschungel. Henri sagt oft beschissen, seine Frau hasst ihn dafür. Hier im Dschungel kann er jedoch sagen, was er will. Dem Herrn sei Dank für die Tiere und die Pflanzen, denkt Henri, der Erzlutheraner, der aber ganz gut mit den katholischen Missionaren zurechtkommt, obwohl. Neben beschissen ist obwohl die andere sprachliche Marotte Henris. Henri hat Vorbehalte. Henri wird von Vorbehalten gequält. Ist es gut, dass wir hier sind? Richtiger: für wen ist das gut? Oder manchmal, nuancierter: was zum Kuckuck suchen wir hier, *parbleu!* Henri sagt häufig zum Kuckuck und *parbleu*, seine Frau hasst ihn dafür. Hier im Dschungel sagt er allerdings, was er will. Henris Frau ist Engländerin, er selbst aber ist Franzose. [Ist das ein Problem? Argumentiert dafür oder dagegen!] Anna, die Tochter des großen Entdeckers Mungo Park. Das kann uns noch von Nutzen sein, dachte Henri damals, als er noch nichts entdeckt hatte. Henri, der spätere Schwiegersohn des großen Entdeckers, hatte damit aber auf einen Schlag das Networking entdeckt. Aber nicht deswegen lieben wir ihn. Wir lieben Henri wegen seiner guten Feder, *le style c'est l'homme*, und wegen seines roten Barts. Seine Frau bat ihn mehrfach darum, diesen abschneiden zu lassen. Von seinem langen roten Bart tropft Schweiß in den Dschungel. Die Laoten sind hin und weg von Henris Bart. Sie schreien aufgeregt, wenn sie ihn sehen, und Scharen von Kindern begleiten ihn, wohin er auch geht. Die Kinder bringen Henri seltene Käfer, Henri gibt ihnen Kupferdraht und Zigaretten dafür. Die Kinder lassen daraufhin die Zitze ihrer Mutter los und quarren wie die alten Opiumraucher. Henri ist der Meinung, das sei dort so Brauch, wir sollen uns nicht weiter darum kümmern. Und ansonsten: die Käfer über alles. Was die Käfer anbelangt, kennt Henri kein Pardon. Neulich zum Beispiel ist eine komplette Sammlung seltener Exemplare im Hafen von Singapur untergegangen, aber Henri ließ nicht zu, dass das seine Seele aufaß, er fing sofort wieder zu sammeln an. Nein, Henri ließ nicht zu, dass das seine Seele aufaß. Was Henris Seele aufisst, ist seine unerklärliche Überzeugung, dass er hier krepieren wird, im Dschungel von Laos. Henri hat eine böse Vorahnung. Henri sollte vielleicht gar nicht hier sein, denkt Henri. Henri sollte sich von hier trollen, denn seine Vorahnungen haben sich bis jetzt immer bestätigt. Zum Beispiel, als er vorahnte, dass Anna, die Tochter des berühmten Mungo Park, ihn mit dem Apotheker betrügt, mit dem beschissenen Bovary, zu Hause auf Jersey. Und dann erwischte er sie auch, wie es sich gehört, an einem Nachmittag, im hinteren Trakt der Apotheke, wohin er ursprünglich wegen Chloroform für das Murksen der Käfer gegangen war, aber dann entwickelte sich die Situation so, dass man eher Riechsalz brauchte, nicht Henri, sondern Anna, die in Ohnmacht fiel, als sie Henri in der Tür zum hinteren Trakt der Apotheke erblickte, der sich dort hingestellt hatte, um zu quäken, nachdem niemand ans Pult gekommen war, um zu bedienen, denn an jenem Tag war Emma, die Frau des Apothekers, in die Stadt gegangen, um ihren üblichen wöchentlichen Großeinkauf zu tätigen, jedenfalls behauptete sie das, aber Henri hatte auch diesbezüglich seine Vorahnung. Vom ungewohnt scharfen Flashback erzittert im Dschungel Henris Bart. In flagranti, *parbleu!* Dann lieber der Dschungel, die Insekten, die Tiger, die Leoparden, die Rhinocerosse, die Krokodile, die Skorpione, die Tausendfüßler, die Bluteigel und die Pythons, als jene weißglühende, blind

machende Wut, dass dieses Arschgesicht Bovary seine scheinheilige, pferdegesichtige und pferdezähnlige versauerte Frau, diese hässliche, schwindsüchtige kleine *Anglaise* unter sich gestopft hat. Nicht dass er sie ihm nicht gönnen würde, aber den Begriff der *Honneur* kennt selbst ein schwitziger, zu Übergewicht neigender, unter starkem Haarausfall leidender Insektensammler mit flammendem Bart nicht nur aus Racines Dramen. Nein. Henri war belesen, aber nicht dumm. Er wusste sofort, was zu tun war. Er packte seine Sachen, und bevor man bis drei zählen konnte, hatte er schon das wunderbare Angkor entdeckt und wurde stante pede zu einem Fixstern, heute sagen wir Popstar dazu, und er hatte die Szene in der Apotheke längst vergessen, als ihn in den Tiefen des Dschungels die Nachricht erreichte, dass Emma sich vor Scham und Verzweiflung mit einer von Bovarys Mixturen vergiftet hatte, aber Henri verspürte keinerlei Befriedigung, denn eigentlich mochte er Emma, sie war hübsch anzusehen gewesen mit ihren grünen oder was für welchen Augen – viel mehr, als dieses pferdegesichtige Flittchen –, und er bedauerte die Arme, denn es war ihr anzusehen gewesen, dass sie sich, Tag für Tag in der Apotheke, furchtbar langweilte, und dass sie von einem anderen, einem ganz anderen Leben träumte. Über all das verliert aber Henri in seinen Tagebüchern kein einziges Wort, das fehlte noch, dass sich alle darüber das Maul zerreißen, nachdem er kriept sein würde. Beschränken wir uns auf Flora und Fauna. Die Angst also, die an seiner Seele knabberte, wie Aasgeier am Aas, entsprang aus der Vorahnung – *présentiment*, würde Anna sagen, Kinn und Unterlippe charakteristisch nach vorne schiebend, *précieuse ridicule*, wie Henri immer denken musste, aber wo er das gelesen hatte, daran konnte er sich bei dieser Hitze nicht mehr erinnern –, diese Angst also entsprang aus der Vorahnung, dass er dort, im Dschungel von Laos, irgendwo dort, wo der Mekong mit dem Nam Khan zusammenfließt, zu Tode kommen wird. Er wird fünfunddreißig Jahre alt sein. Und fünfunddreißig Jahre alt wird er, rasches Kopfrechnen, im Jahre 1861 sein. Das, wenn wir es uns recht überlegen, überlegte es sich Henri recht, mit der Zahl dieses Jahres zusammenfällt. *You are my destiny*, würde Anna singen, aus deren überraschend flachem Brustkorb überraschend volle Töne hervorbrachen, aber woher sie dieses Lied genommen hatte, das wusste er jetzt, in dieser Hitze, wirklich nicht mehr. Es ist einfach noch nicht kalt genug, um denken zu können, sagte Nietzsche, ganz woanders. Aber was suche ich dann hier?, dachte Henri ein wenig verblüfft ob seiner eigenen Dummheit. *Que sais-je*, fiel ihm plötzlich ein, frei assoziierend im Dschungel, wasweißich. Kößesch, kößesch, murmelte er rhythmisch vor sich hin, und nach demselben Rhythmus tilgte er, was er offiziell faszinierende südostasiatische Flora nannte, aber als Privatmensch nur beschissenes Grünzeug. Keine Erklärung. Die Geheimnisse der Großen sind unendlich wie das Meer. »Phrai«, sprach Henri seinen getreuen thailändischen Diener an. »Wurdest du schon mal von einer Frau betrogen?« Phrai lächelte heiter, wie üblich. »No worry«, sagte Phrai, wie immer, unabhängig vom Thema. Aber Henris aufgewühlte Lutheranerseele schießt auf den Buddhismus. Henris aufgewühlte Lutheranerseele würde Anna am liebsten an das Kirchentor in Wittenberg nageln. Jeden Finger einzeln, mit einem extra kleinen Nagel. Die Nägel würde Henri derweil zwischen den Zähnen halten, dort nähme er sie heraus und schlänge sie in das blasse Fleisch, akkurat, genau so, wie er die Käfer auf die Pappe zu applizieren pflegte. Anna als großer, ekelregender SchwarZRücken-Coleopter. Henri schwitzt, sein roter Bart zittert im dampfenden Dschungel. Mit seiner Machete versetzt er einer lianenartigen Verschlingung einen kräftigen Hieb. Die zweigeteilte Schlange stürzt auf die Spitzen seiner staubigen Stiefel. Henri starrt seine Beute wütend an; er hat eine böse Vorahnung und dann auch noch das. Aber weiter, weiter, jenseits des Waldes des Feuerkönigs, dorthin, woher nach Zeugnis der Reisebücher noch nie ein Weißer zurückgekehrt ist. Aber wer wäre so blöd, Reisebüchern auf den Leim zu gehen, dachte Henri und spuckte aus, denn ihm kam der fürchterliche Stil dieser Bücher in den Sinn; sie lügen und *en plus* verderben sie den Geschmack der Allgemeinheit. Alle annageln, an das Tor von Wittenberg, tobte es weiter in Henris Lutheranerseele. »Zur Hölle mit ihnen«, sprach es Henri laut aus, worauf Phrai zustimmend nickte: »No

worry.« Vorwärts, hinauf nach Luang Prabang, König Tiantha erwartet mich schon!, dachte Henri und auf diesen freudigen Gedanken trank er einen Schluck Calvados, obwohl er in seinem Tagebuch schreibt, er habe die ganze Zeit nur Tee getrunken. »Lügen kann ich auch, meine Lieben.«

Und tatsächlich, König Tiantha saß schon auf glühenden Kohlen. Seit Tagen wurde er von einer unerklärlichen Vorahnung gequält, wonach er bald von einem rothaarigen, behaarten, fetten Riesen heimgesucht würde, den er mit großem Pomp empfangen müsse, damit auf diese Art sein Volk und sein Land dem Untergang entrinne. Der Riese dürfte aber nicht mitbekommen, dass er Angst hatte, sonst würde er Blut lecken und alle mit seiner Machete der Marke Gillette niedermetzeln. Und so kam es, dass er Henri, als dieser genau neun Monate später in der Hauptstadt ankam, zehn Tage lang warten ließ, damit es nur nicht so aussah, als wäre man total hin und weg davon, dass er da war. König Tiantha konnte sich vor Aufregung kaum mehr halten, er hatte keine Ahnung, wie er diese zehn Tage aushalten sollte. Als man Henri schließlich zu ihm führte, lag er träge auf einem Diwan und schenkte dem Ankömmling scheinbar keinerlei Aufmerksamkeit. Mit rasendem Herzen kratzte er sich gelangweilt und scheuchte die Fliegen davon. In der Gegend war er als der Dissimulationskönig bekannt. »Was machst du denn hier, hä?«, fragte König Tiantha, und auf diese unerwartete Frage wusste Henri auf die Schnelle gar nichts zu antworten. Denn, tatsächlich (*that is the question*, würde Anna wichtigtuerisch sagen), was zum Teufel suchte er hier, wo noch nie zuvor ein Weißer gewesen ist? Und ist er denn nicht hier, um als Werkzeug der unendlichen menschlichen Gier die ohnehin nicht geringen Schwierigkeiten dieser Glücklosen hier noch weiter zu erhöhen? Daraufhin schlossen die beiden Männer eine enge, enge Freundschaft, und bevor man bis drei zählen konnte, veranstalteten sie so ein rauschendes Fest, dass ihnen am nächsten Tag Hören und Sehen verging inmitten der allgemeinen Kotzerei. Man sagt ja, die großen gemeinsamen Erbrechen schweißen Freunde erst richtig zusammen, also wurden Henri und König Tiantha so gute Freunde, dass sie es später selbst bereuten. Aber zum Glück hatte sie niemand gesehen. Henri hätte glücklich weiter in Luang Prabang leben können (»es ist genau wie Genf«, schreibt Henri in sein Tagebuch, »nur verblüffend anders«), doch eines schönen Tages verriet ihm König Tiantha, dass unweit vom Zusammenfluss des Mekong mit dem Nam Khan der Große Stinkekäfer wohnt, und der ist so riesig, erzählte König Tiantha dem bänglich am Daumen lutschenden Henri, dass ihn noch keiner hatte fangen können, und wer ihn gesehen hat, wird es niemals wieder vergessen. Henri, nachdem er den Daumen aus dem Mund genommen hatte, sprach feierlich also: »Ich soll nicht Henri Alexandre Mouhot heißen, wenn ich den Großen Stinkekäfer nicht fange!« (Man beachte, dass er damit in Wahrheit gar nichts gesagt hat.) Und so packte er, schweren Herzens zwar, seine Habseligkeiten, verabschiedete sich von König Tiantha und dem Hof und machte sich auf den Weg, den Großen Stinkekäfer zu fangen, den Traum aller Entomologen und den Alptraum aller Laien. Da fiel Henri seine böse Vorahnung wieder ein (*the horror! the horror!*, würde Anna auf ihre übliche, nervtötende Art jammern): Mekong Ecke Nam Khan, 1861, und da alles zusammenzupassen schien, beeilte er sich, damit er rechtzeitig ankam. Und um die Zeit nicht unnötig zu strapazieren, verrate ich euch in fastforward, dass er den Großen Stinkekäfer zwar nicht einfing, dafür aber akkuraterweise die Malaria, und gerade an dem Tag, als er fünfunddreißig wurde, krakelte er von Fieber geschwächt jene berühmten letzten Worte in sein Tagebuch: »... erbarme dich meiner, großer Gott ...« Und für sich fügte er noch hinzu: »Anna, du verfluchtes Flittchen, du wirst mir noch hinterherweinen, wo dich keiner sieht.«

Ist das ein Problem? Argumentiert dafür oder dagegen.

Lasst ihr den Menschen in die Wohnung, der behauptet, er sei zur Schädlingsbekämpfung gekommen?

Landesverteidigung

Eine Kiste mit Fotografien

(auf die Rückseiten geschrieben)

Jolika mit Hut. Warum ist es wichtig, dass es dokumentiert ist: ein Hutmacherlehrling mit seinem ersten Hut? Wen interessiert das? Warum muss man davon gerührt sein? Weil sie sich den Hut so keck, so schief auf den Kopf gesetzt hat? Bloß weil ihre schwarzen Locken unter dem Hut hervorschimmern? Nur weil sie so herausfordernd schaut, dass die Kamera in meinen Händen zitterte? Ist die Aufnahme vielleicht deswegen so verwaschen? Wegen der Bewegung? Aber wer hat sich bewegt, ich oder sie? Wer hat den ersten Schritt auf den anderen zu getan?

Jolika mit ihrer Mutter. Jolika hat, wenn sie lächelt, dasselbe kleine spitze Kinn wie ihre liebe Mama. Jolika hätte man in dem Moment davonjagen sollen, als sie im Hutgeschäft das erste Mal ihr spitzes kleines Kinn gegen mich erhob wie eine tödliche Waffe. Danke, Fräulein, ich möchte keinen Hut. Woran sie wohl dachte? Ich dachte an gar nichts. Am wenigsten an einen Hut. Wenn ich jemals an etwas in meinem Leben gedacht haben sollte, dann an einen kecken Hutmacherlehrling mit einem kleinen, spitzen Kinn. Eine, die keck ist, aber mit traurigen Augen. Die man lieben kann. Die mit ihren traurigen Augen sieht, dass auch ich liebenswert bin. Die über meine Witze lacht. Die sich nichts daraus macht, dass ich dick bin. Die Kinder mit spitzem Kinn von mir will. Man hätte diese Jolika davonjagen sollen.

Jolika in Esztergom, an der Maria-Valeria-Brücke. Wir haben einen Spaziergang gemacht und den Großvater drüben bei den Slowaken besucht. Die Sonne schien, es war schön bei den Slowaken. Ich konnte auch Slowakisch, wir hatten eine slowakische Magd. Nje kritsch, nje bodaj, alle budje ridj bosaj. Dass ich nicht herumschreien soll, sonst tritt sie mich in den Hintern. Oder in die Fotze. Aber ich war ein kleiner Junge, nje Fotze. Und jetzt, was bin ich jetzt? Und was habe ich? Ich habe diese Fotografien. Do pičku.

Jolika in Herkulesbad. Wenn es dem Franz Joseph und seiner Lissi gut genug war, wird es auch für uns gut genug sein, dachte ich. Und für eine Hochzeitsreise passt es wie die Faust aufs Auge, denn nach einem Studium der Landkarte stellte ich fest, dass es an der Kreuzung von nördlicher Breite von 45° 52' und östlicher Länge von 23° 52' erfreulicherweise genau auf einer Höhe mit Venedig liegt. So dass wer nach Herkulesbad fährt, symbolisch zugleich auch nach Venedig fährt. Ich mag Symbole und Korrespondenzen. Hier, im Tal der Cerna, befindet sich das schönste Bad des Kontinents, sagte Franz Joseph. Und hier, im Tal der Cerna, befindet sich die schönste Jolika des Kontinents. Auf diese meine Überzeugung weist das Foto hin. Performiert sie, quasi. Und jetzt, was performiert es jetzt? Dank der Luftströme aus Westen und Süden beträgt die Durchschnittstemperatur in Herkulesbad 10,5 °C. Die Luft ist zum Anbeißen. Genauso wie Jolika. Unbedingt erwähnenswert ist noch die Bedeutung der Pinus nigra auf einsamen Berggipfeln (was sieht der Leiter des Sägewerks?) sowie der Anblick der sehr verbreiteten Syringa vulgaris, des Gemeinen Flieders. Ein Flieder ist niemals gemein. Auch Jolika ist niemals gemein. Und ich, so viel kann ich sagen: bin ein wahrer Herkules gewesen.

Jolika im Foajeh der Oper. Meine Mutter hat es immer so gesagt: *Foajäh*, als wäre sie überrascht. Jolika trägt die Nerzstola meiner Mutter. Eine feine kleine Nerzstola, letztes Jahr habe ich sie ans Rote Kreuz geschickt, mögen sich die *homeless* daran wärmen. Meine Mutter hatte nicht *homeless* gesagt, damals gab es noch keine *homeless*, nur das Land der drei Millionen Bettler (Ungarn). Das Land der drei Millionen Bettler ging nicht in die Oper, dabei war es im Foajeh immer schön warm. Für mich zu warm. Ich mag die Kälte, die krachend kalten, verschneiten Winternächte. Jolika hielt es selbst unter der Stola noch gut aus. Jolika hielt alles gut aus, sie klagte nie. Nur ein einziges Mal klagte sie, dass man an der Stola keinen gelben Stern anbringen könne, wie sieht denn das aus. Jolika hatte ein Gespür für Stil, eine Hutmacherin braucht so etwas. Ich wollte Dirigent werden, aber im Moment war ich der Leiter des Sägewerks. Deswegen gingen wir in die Oper, damit ich den Dirigenten beobachten konnte. Jolika mochte die Geschichten und das Foajeh. *La bohème*. Wo ist mein Müffchen, wo sind meine Handschühchen. Solche Sachen.

Jolika mit ihrem jüngeren Bruder, dem Ernöke. Ernöke war ein teuflisch schlimmes Kind, einmal zum Beispiel zerschnitt er Jolikas neues Hutmodell mit einer Heckenschere, die er wiederum vom Gärtner im Zoo geklaut hatte. Gleichzeitig war Ernöke ein sensibles Kind, er konnte nicht verlieren. Wenn man ihn beim Versteckspiel fand, trampelte er wie wild. Wenn man ihn beim Ferbli schlug, betrank er sich. Wenn man ihn beim Schwimmen überholte, kehrte er um, ging nach Hause und zerschnitt sein Schwimmdress in tausende kleine Fitzel. Ernöke tat alles, um nicht zu verlieren, er konnte es nicht ertragen. Im Jahr 38 zum Beispiel bestieg er ein Schiff und ging so lange nicht von Bord, bis er in Australien war. Zu verlieren war ihm so zuwider, dass er die drohende Niederlage schon spürte, wenn andere noch glücklich am Spielen waren. Jolika und Ernöke waren unzertrennlich. Ernöke bekniete Jolika, sie möge mit ihm nach Australien gehen. Worauf Jolika: Gerade jetzt, da das Geschäft so gut läuft? Und was wird aus der Mamme? Und was wird aus Dezsöke? (Das war ich.) Und was wird aus dem Opern-Abo, das wir schon bezahlt haben? Ernöke trampelte herum. Er spürte, er würde verlieren. Am nächsten Tag stieg Ernöke in den Zug nach Lissabon. Am dritten Tag darauf wurde das Hutgeschäft geschlossen. Und wir durften nicht in die Oper. Das tat weh.

Jolika packt. Sie packt meinen Rucksack, denn Jolika ist eine begnadete Packerin, eine wahre Verpackungskünstlerin. Ich habe mich gar nicht erst bemüht, ihr die Aufgabe abzunehmen, so offensichtlich war ihre Überlegenheit. Sie vollbrachte jedes Mal ein Meisterwerk. Ich glaube, ihre Raumsicht, ihr Gespür für Raum muss überdimensional ausgeprägt gewesen sein. Jolika musste nie eine Probepackung machen wie andere Normalsterbliche. Sie sah sich nur etwas an und sagte nach dem Augenmaß sofort, wie groß es ist und was hineinpasst. Das war auch nützlich beim Hutmachen. Was für ein Kopf in welchen Hut passt, was für ein Hut für welchen Kopf gut ist. Solche Sachen. Die Jungs wunderten sich jedes Mal: Wer hat denn für dich so akkurat gepackt, dass selbst der Klappspaten Platz hat? Stolz zeigte ich mein Gepäck herum. Natürlich gab es immer welche, die sich mehr für die Wurst und den Zwirn interessierten als für die Ausnutzung des Raums. Solche Holzköpfe gibt es immer wieder. Sie wissen nicht, was Kunst ist, es interessiert sie auch nicht. Wozu lebt so jemand überhaupt?

Jolika liest einen Brief, meinen Brief (wer mag sie aufgenommen haben?). Normalerweise waren nur Ansichtskarten erlaubt, aber einmal im Monat durfte man auch einen Brief schreiben, zensiert. Ich zerbrach mir den Kopf, was ich denn meiner Jolika schreiben konnte, was kein Dorn im Auge der Zensoren wäre und zugleich ihre zum Strahlen bringen würde. Einen, der nicht nur darüber berichtete, wie sehr ich ihr ergeben war, sondern auch auf irgendeine Weise über unser dortiges Leben. Und dann, während des Marsches (er

war, zugegeben, etwas angestrengt), kam mir eine Idee. Ich schrieb ihr an jenem Abend (hier ist der Brief, in der Kiste):

»Ich vertreibe mir die Zeit, indem ich mir die Kopfbedeckungen anschau, soweit ich nach vorne schauen kann. Grauer Hut, beiger Hut; die meisten sind beige, seit einigen Jahren ist das die größte Mode. Der eine oder andere ältere Herr trägt einen so dünnkrempigen Hut, wie man ihn auf den Köpfen junger Burschen sieht. Aber es gibt auch einige schwarze Hüte, ein Wunder in so einem warmen Oktober. Ich sehe auch Mützen; die Golf spielenden Herren und die Touristen haben Mützen auf; auch ihre Kleidung ist Sportkleidung. Oh, diese feinen Stoffmützen, Reisemützen; ich selbst bin auch einmal so ein Laffe gewesen, dass ich mir eine Reisemütze gekauft habe, als ich in meiner Jugend ins Ausland fuhr. Vor mir sind aber noch andere Mützen, von der billigen Sorte, wie sie die sogenannten kleinen Leute tragen, kleine Ladenbesitzer, Handwerker, Arbeiter, Marktverkäufer, sogar bettelarme Bauern tragen sie schon: [verwischt] Wenn man eine Volkszählung abhalten wollte zwischen den Köpfen, käme heraus, dass auf der Erde mehr Leute Mützen als Hüte tragen. Ich küsse deine Hände: D.«

Ich hoffte, sie würde verstehen und neben den im Geheimen hergestellten Hüten auch Mützen machen, denn diese liefen offenbar besser. Von dem, wie meine Mutter sagen würde, etwas *annoyant*, Menschengeruch hielt ich es für besser zu schweigen. Wozu meine Jolika aufregen. Und dann, nicht wahr, die Zensoren. Schreiben ist so eine komplizierte Sache. Musik, das ist meine Welt.

Jolika in der Pozsonyi-Straße, vor dem Tor unseres Hauses. Über dem Tor prangt ein Stern, sieht gut aus. Jolika schaut lachend in die Kamera, mit einer Hand winkt sie (mir zu), mit der anderen hält sie sich den großen Bauch. Sie hält ihn gar nicht, sie legt die Hand nur weich ab, als würde sie unbewusst kontrollieren, ob er noch da ist. Der Rock des kleinen Kostüms spannt stolz. Er ist aus feinem englischem Stoff genäht, ich hatte ihn besorgt, im Tausch gegen Holz zum Heizen. Dieser Dezsőke ist ein geschickter Mensch, sagte die Mamme zufrieden. Auch die Mamme liebte die schönen Sachen. Jolika hingegen sah selbst in den einfachsten Dingen teuflisch gut aus. Und wenn sie sich erst etwas zurechtmachte, so wie hier. Nur eine einzige Sache stört das Gesamtbild. So sehr sie auch lacht, ihre Augen verraten sie.

Jolika am Donauufer (Zeitungsausschnitt). Jolika liebte die Donau. Es kam vor, dass wir den Großvati bei den Slowaken schwimmend besuchen gingen. Ich schwöre bei Gott, ich war auch kein schlechter Schwimmer – schließlich spielte ich Wasserball beim S.C. Esztergom –, aber die Jolika schoss voraus wie ein kleiner Otter, zog wie ein Pfeil unter Wasser an mir vorbei und rief mir dann zu, ich möge sie einholen. In der Sommersonne glänzten die Wassertropfen auf ihren schwarzen Locken. Spätestens am Ufer holte ich sie ein, packte sie, und wir wälzten uns außer Atem auf dem Ufersand. Der Großvati erwartete uns mit einer Jause aus Kartoffelpuffer mit Sauerrahm. Jolika steht am diesseitigen Ende einer längeren Reihe am Quai, ihr Mantel, das Einkaufsnetz, die Schuhe neben ihr auf dem Boden, wie bei den anderen auch. Das Netz ist voll, sie war einkaufen. Die Schuhe kenne ich gut, ich hatte sie ihr in Wien gekauft, auf der Kärntner Straße. Das Oberteil aus maronenbraunem Spaltleder, mit Goiserernaht, Ledersohle. Macht ein tolles Bein, jubelte Jolika, als sie sie das erste Mal anprobierte. Dabei war sie nicht darauf angewiesen, dass ein Schuh ihr ein gutes Bein machte. Eine Dame erkennt man an ihrem Hut, ihren Handschuhen und ihren Schuhen, wie Jolika immer zu sagen pflegte. Die Accessoires, auf die kommt es an, pflegte Jolia zu sagen, alles andere ist austauschbar. Aus dem Munde einer Hutmachermeisterin ist das keine überraschende Philosophie. Jolika steht auch in Strümpfen graziös da, wie es ihre Art war, eine Hand legt sie sich unbewusst, sanft, auf den Bauch. Seltsamerweise schaut sie direkt in die Kamera, wie eine, die den Paparazzo entdeckt hat. Sie sieht ein wenig nach oben,

seitlich aus der Reihe, im Hintergrund ist die Margarethenbrücke zu sehen. Ihr Gesicht ist verschlossen, ernst, aber in ihren Augen blitzt ein fast schelmisches Licht. Als würde sie eine Reihe Gedanken im Kopf wälzen und als wäre sie dabei, einen Entschluss zu fassen. Ich weiß, was sie vorhat. Jolika wird springen. Sie wird springen und dann schwimmen, wie ein Pfeil unter dem Wasser, wie ein Otter. Sie wird alle hinter sich lassen. Bei Csepel wird sie schließlich auftauchen und weiterschwimmen Richtung Eisernes Tor, hinunter bis ans Schwarze Meer. Die Wassertropfen werden nur so glänzen auf Jolikas schwarzen Locken. Das dachte ich, als ich nach Hause kam, die Zeitung kaufte und das Foto darin entdeckte. Man denkt alles Mögliche. Und dann denkt man nichts mehr. Verbrennen. Alle.

Wenn du innerhalb einer Sekunde fünf Ziele ohne nachzuladen treffen kannst und nicht gestört wirst, um wie viel Uhr am Nachmittag verändert sich die Farbe des Wassers?

Spielst du manchmal heimlich mit Papas Waffe? Überprüfst du jedes Mal, ob sie gesichert ist?

Nachtzoo

An den Wassern Borneos saßen wir. Wir saßen da und saßen, und auf einmal fanden wir einen Text im Wasser. (Die Flasche zerschmetterten wir ungeduldig auf den Felsen.) Wir lasen Folgendes:

Meist trafen wir uns im Nachtzoo. Wir hofften, so weniger Aufmerksamkeit zu erregen. Es gab auch einen Tagzoo, aber dort hätte die senkrecht auf uns gerichtete, gnadenlose Sonne gestört, die noch unsere geheimsten Gedanken beleuchtete. Wir waren einen halben Grad vom Äquator entfernt und zehntausend Grade von der Freiheit. Zudem war die feuchte Luft in der Nacht nicht so erstickend; Kälte gab es nicht, nur die kaum voneinander unterscheidbaren Hitzegrade. Nach dem Tropenregen, der meist wie ein unerwartet heftiger, aber plötzlich abreißender Orgasmus herabstürzte, ließ die Sonne sofort die Feuchtigkeit vom Asphalt verdampfen. Zwei Minuten später gehörte selbst die Erinnerung an den Regen der Vergangenheit an, die sorgsam sauber gehaltenen Kanäle verschluckten innerhalb eines Augenblicks die schieren Unmengen des Niederschlags.

Meist stieg ich bei der Haltestelle auf der Bras Basah Road in den Bus ein, der mich geradewegs zum Zoo brachte. Er fuhr die ganze Nacht über, Passagiere gab es kaum. Im Busfernsehen lief eine malaysische Seifenoper, ich starrte unverwandt auf den Flachbildschirm, bis wir die Endhaltestelle erreicht hatten. Die Endhaltestelle war der Nachtzoo. Ich weiß nicht, wer die Idee hatte, einen Nachtzoo zu eröffnen, aber es war offensichtlich ein nicht alltäglicher Geist. Obwohl auch diese, wie jede geniale Idee, ganz einfach ist. Man muss kein Wissenschaftler, kein Biologe sein, um zu wissen, dass ein Großteil der Tiere nachts am aktivsten ist, besonders die wild lebenden. In einem Zoo tagsüber kann man nur betrachten, wie seine Bewohner links und rechts ermattet daniederliegen, offensichtlich ohne die geringste Lust, auch nur ein Glied zu rühren, es sei denn, es ist gerade Fütterung, während im Nachtzoo ein erstaunlich bewegtes Leben herrscht, alle Welt kommt und geht, trifft sich, isst, macht Liebe, badet, besucht die Nachbarn – mit einem Wort: es wird gelebt. Dazu kam die raffinierte Beleuchtung, die die ganze Unternehmung sozusagen in ein *gutes Licht* rückte. Die Lampen wurden zwischen Sträucher und Baumkronen versteckt, um den Tieren nicht in die Augen zu leuchten und sie nicht zu verschrecken, und sowohl die Stärke als auch die Farben des Lichts waren optimal eingestellt. Es kam vor, dass man nur die Silhouetten der Tiere vor dem dampfenden Hintergrund der blauschwarzen Nacht erkennen konnte, als wären sie Darsteller in einem Schattenspiel – ein in dieser Gegend beliebtes Genre. Und die Besucher mochten sich wie in einem geheimnisvollen, undeutbaren Traum gefühlt haben, aus dem sie kaum Lust hatten aufzuwachen. Die zahmeren Tiere durften mit uns auf den Wegen hin und her laufen, der Tapir, zum Beispiel, legte sich regelmäßig auf die Schienen der Schmalspurbahn, wie ein an der Liebe Verzweifelter, aber nach ein wenig Schubsen und Gutzureden war er bereit, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben und stattdessen lieber die Besucher mit seinem empfindlichen, riesigen Riechorgan zu beschnuppern.

Ich bekam schon am Eingang heftiges Herzklopfen. Wir hatten uns seit einer Woche nicht mehr gesehen, und nach einer so langen Zeit war mir dein Fehlen fast schon unerträglich. Es kam auch vor, dass wir uns häufiger treffen konnten, das hing auch vom Wetter ab, denn wenn es gerade Sturzbäche regnete, standen die Chancen für ein Treffen unter freiem Himmel nicht gut. Anderswohin konnten wir nicht gehen, die Umstände waren nicht danach, und wir wurden beide beobachtet. Neben dem Wetter nahm auch vieles andere Einfluss

darauf, wie oft wir uns sehen konnten. Wir mussten aufpassen, dass wir nicht durch zu häufige Treffen den Behörden auffielen. In diesem Land war unsere Liebe nämlich verboten, sie galt als Sünde, und von der Bestrafung erholte man sich nicht so schnell. Körperliche Züchtigung wurde nicht nur erlaubt, sondern sogar idealisiert; ihrer Ideologie nach hatte die Beschränkung der Bewegungsfreiheit ohne physische Strafe keinen Sinn. Zu den verhängten Jahren gaben sie die Zahl der zu verabreichenden Stockhiebe hinzu; mit Stöcken schlugen sie auf die Spuren der vorangegangenen Hiebe. Sie meinten, nur im Fleisch manifestiert sich wirklich die Reue. So, wie auch Liebe sich nur im Fleisch wirklich manifestiert. Ich kann Zeugnis darüber ablegen, dass sich deine Berührung wie eine Marke in mein Fleisch eingebrannt hat. Es gab keine Möglichkeit mehr, sie von dort zu vertreiben, sie hat unlösbar, für immer ihre Spuren darin hinterlassen, ich war für ein Leben gezeichnet, und würde es gelingen, es herauszuoperieren, würde ich selbst zu existieren aufhören, mich in nichts auflösen, wie ein verlorener Gedanke. Denn mein Körper, meine Seele, mein ganzes Leben erlangte nur durch dich seinen Sinn, war nur noch durch dich da, erreichte nur durch dich Erfüllung. Das Maß der Zeit war bestimmt durch das schwere Gewicht der Zeit zwischen unseren Treffen, alles andere maß sich daran, alles gewann nur im Verhältnis dazu an Bedeutung. Sobald ich durch das Tor trat, hatte ich das Gefühl, meine Zellen lebten neu auf, meine Poren öffneten sich, meine Sinne arbeiteten mit einer unwirklichen Schärfe und Genauigkeit, als hätte ich Drogen genommen. Ich vernahm deinen Geruch schon von Weitem, noch bevor ich dich sah. Ich spürte, ich wusste, du bist in der Nähe, und das reichte, damit mein Geruchssinn nicht nur die seit dem letzten Treffen vergangene Zeit überbrückte, sondern auch die restliche, räumliche Entfernung zwischen uns, so dass ich den Duft deines Körpers einatmen konnte. Am meisten sehnte ich mich danach, hinter deinem Ohr, an der Halsbeuge zu riechen. Was ich dort fand, gab mir das Gefühl, ich könnte mit Leichtigkeit das Genick einer Wildkatze mit bloßen Händen brechen, ihr lebendiges Fleisch in Stücke reißen, ich könnte einen sechstausend Meter hohen Berg erklimmen und ihm den Schnee von der Spitze lecken, langsam, bedächtig, damit die Schneeflocken auf meiner Zunge schmelzen konnten. Dieser Geruch gab mir das Gefühl, endlich nach Hause gefunden zu haben, da zu sein, wo ich immer schon hätte sein sollen, in meiner inneren, geheimen Heimat, um von dort aus weiterzugehen, nach innen, immer weiter nach innen, in die Tiefe der samtigen Dunkelheit, dorthin, von wo es keine Wiederkehr gibt, und es gibt auch nichts, für das man wiederkehren müsste, es gibt gar nichts mehr, das außerhalb wäre, oder wenn, dann ist es nur eine leere Hülle. Die Gegenwart deines künftigen Geruchs hatte, wie durch einen Zauberstreich, die Spuren deiner Berührungen auf meiner Haut entfacht, eine nach der anderen leuchtete auf, wie tausende Glühbirnen an einem festlich geschmückten Baobab. Meine Haut kribbelte davon, als hätte man wirklich Schwachstrom über sie geleitet, und in Gedanken konnte ich jede Berührung unterscheiden, sie hatten einen Platz, eine Zeit und einen Namen, und ich sah auch dein zu ihnen gehöriges Gesicht, jedes Mal, wenn eine Berührung aufflammte. Ja, das war am Ufer des Indischen Ozeans, in der Dämmerung, im lauwarmen Sand, als du mit deinen weiß aufblitzenden Zähnen diese Tätowierung in Form eines Skorpions in das dünne Fleisch oberhalb meiner Brust bissest; und dieses, als wir uns vor einem herunterstürzenden Sturm in den überdachten Vorgarten eines Gebetshauses flüchteten, unsere Rücken gegen die an jedem Millimeter behauene Steinwand lehnten, so dass eine ganze Armee von Gottheiten Zeuge wurde, wie wir die Manna auseinander tranken, leckten, sogen, bis zum letzten Tropfen, wie hungrige Schakaljunge, und von neuem und von neuem, bis sich der Sturm legte; dieses, als wir uns im Wald verirrt und nicht einmal mehr Markierungen an den Bäumen sahen, alles war unbezeichnet, so weit das Auge reichte, und deswegen waren wir gezwungen, die sich öffnende Haut, das Fleisch der jeweils anderen mit Zeichen zu versehen, damit wir irgendwie in die Welt des Sinns zurückkehren konnten, denn dort, gegen den Baumstamm gelehnt, waren wir eins geworden mit den Molekülen der Luft, verbanden wir uns mit den Poren der Farne, schmiegt uns in das Moos, und uns in den

Fallen der fleischfressenden Pflanzen windend, schien es auf einmal besser zu sein, wenn wir uns ergaben, um zu dunkellila Farben auf ihren Blütenblättern zu werden, welche Farbe die Farbe deiner Bissspuren war; dieses, als wir von einem sonnenbeschienenen, mit Gras bewachsenen Hügel hinunter in ein Dorf blickten, sie bereiteten sich gerade auf ein Fest vor, es war ein großes Kommen und Gehen, sie kochten in riesigen Kesseln das Festtagsabendessen, daneben beizten sie Tierfelle, auf die sie mit dicken Bambusprügeln einschlugen, während andere trommelten, und da beschlossen wir, dass wir auf unsere Weise mit ihnen feiern werden, damit sich dieser heilige Tag in seiner ganzen Herrlichkeit entfalten konnte und für immer in Erinnerung blieb, der Bogen unserer Rücken schmiegte sich an den Bogen des Hangs, und wer gerade die Oberhand hatte in dieser end- und endziellosen Umarmung, dessen Rücken wurde von der Sonne gewärmt, denn die Erfüllung verdichtete sich nicht in einem einzigen Punkt, sondern nahm uns mit, wie ein hartnäckig gehaltener Ton an einem unerwartet und unwiederholbar schönen Klaviernachmittag, womit das matte Publikum, sich nach einem Nickerchen nach dem Mittagessen sehnend, nicht im Geringsten gerechnet hat und bei dem ihr Herz mit jedem Tastenton unruhiger wird, weil sie nicht so vorbereitet sind, wie bei den Starkkonzerten am Abend, bei denen schon an der Garderobe klar ist, dass sie in Herz und Mark ergriffen sein werden, und eben deswegen sind sie nicht überrascht, wenn sich das fahrplanmäßig auch einstellt, mehr noch, sie gehen ihm entgegen, sie warten darauf und sehnen sich danach, und als es passiert, nicken sie zufrieden, ja, das ist es, worauf wir gewartet haben, jetzt können wir nach Hause gehen, aber während man einem unbekannten Pianisten zuhört, während mattes nachmittägliches Licht schräg durch die Fenster hereinfällt und sich träge an die Wand gegenüber wirft, manche Details an den vergoldeten Gipsstatuen und dem Stuck hervorhebt, andere in Schatten hüllt, wenn plötzlich eine Tonfolge erklingt, mit der wir nicht im Geringsten gerechnet haben und noch weniger waren wir dafür gewappnet, dann haben wir auf einmal ein Gefühl, als würde man mit einem scharfen Werkzeug in unser ungeschütztes Herz schneiden, und, als wäre das nicht genug, es bleibt auch noch stecken in der Haut, dem Fleisch, den Knochen unseres Brustkorbs, unabreißbar, mehr noch, je mehr wir daran zerren, desto tiefer gerät es, und da ergeben wir uns plötzlich darein, dass das von jetzt an so bleiben wird, das wird ab jetzt sein Platz sein, und wir vertrauen uns ihm an, stützen uns hauchfein darauf, soll es uns nun tragen, wohin es will, sogar hinaus aus diesem Konzertsaal, hinaus in den nachmittäglichen Sonnenschein und hinaus auch aus der Stadt, hinauf auf einen sonnenbeschienenen, fernen Hügel, wo uns der hartnäckig gehaltene Ton in die Nacht hinübernimmt, in den nächsten Morgen und in die folgenden, unzählbaren, uferlosen Zeiten; und ja, dieses damals, als der Begräbniszug an uns vorbeiging, der alte Priester des Dorfes wurde begraben, vorne das Schwanengespann, ein mit geschnitzten, bunten Schwänen geschmückter Leichenwagen, stumm geschoben von den Dorfbewohnern, die festlichen bunten Kopfschmuck trugen, einige standen oben neben dem Sarg, damit er nicht herunterrutschte, ganz vorne, auf dem Ehrenplatz, der älteste Dorfbewohner, ein Männlein, das aussah, als wäre es hundertzwanzig Jahre alt, und das sich mit leberfleckenübersäten dünnen Händen zitternd am Sarg festhielt, vor allem um zu verhindern, dass es selbst hinunterrutschte, ins Nichts, und da lösten wir uns von der Wand und reihten uns ein in den Zug, wir begleiteten sie bis an den Rand des Dschungels, wo auf einem von Buschwerk frisch befreiten Platz ein hoher Scheiterhaufen stand, und darauf ein riesiger Stier aus Holz, dessen hinterer Teil offen stand, er war hohl, und durch diese Öffnung schob man den Sarg ins Innere des Stiers, danach die von den Dorfbewohnern herbeigebrachten Erinnerungsstücke, sakrale Gegenstände und Geschenke, und als die Schlange sich auflöste und jeder Trauernde die Wegzehrung für den Toten abgegeben hatte, ertönte irgendwo weiter innen, hinter der Lichtung, im Dschungel, leise Gamelan-Musik, man entzündete feierlich den Stier, und der Stier fing zu brennen an, der Rauch stieg hoch, immer höher über das Grün des Dschungels, und da drang ich langsam, sanft in dich, oder nein, ich glitt vielmehr, eines Drängens

bedurfte es nicht, die Säfte, die zwischen deinen Beinen hervorbrachen, schienen nur darauf gewartet zu haben, sie liefen über meine Hand, meinen Arm, und ich ging nur weiter voran, immer weiter hinein, ich spürte keinerlei Widerstand, ich hätte gedacht, irgendwann würde ich mich an irgendetwas stoßen, das mir den weiteren Weg versperrt, aber ich hatte mich geirrt, es kam nicht so, und als nicht mehr nur meine Hand, mein Arm, meine Schulter, mein Kopf, mein Rumpf, meine Möse, sondern auch meine Beine und Füße in dir waren, da fing ich auf einmal zu schwimmen an, ich spürte, ich hatte zurückgefunden zum eigentlichen, zum ursprünglichen Element, ich spürte, ich hatte endlich den geheimen Durchgang gefunden, und ich wusste, wenn mein Atem reicht, wenn ich Glück habe, dann kann ich durch das System von Labyrinthen schwimmen und am anderen Ende hinauftauchen, hinauf zur Sonne, zum Licht, an das andere Ufer, wo sie uns nicht mehr einholen können, wo die hiesigen Gesetze nicht mehr gelten, wo ich frei sein werde und endgültig die Deine.

Ich schritt langsam, zurückhaltend über die Hauptallee des Nachtzoos, denn Laufen oder gar Rennen hätte Aufmerksamkeit erregt, und während ich auf diese Weise in Gedanken durch die einzeln aufblitzenden Berührungserinnerungen ging, streiften die frei gehaltenen Bewohner des Zoos an mir vorbei, das Neunbindengürteltier mit seinem wackelnden Gang, das Halsbandpekari, zwei kleinere Koatis, es kam der Tapir, der sich von den Schienen der Schmalspurbahn und aus seiner finalen Verzweiflung erhoben hatte und nun wieder lebensfähig war, es kamen die gepunkteten Rehe, die Meerkatzen mit ihren langen Schwänzen und ihren Haarkränzen, die neckischen Gorillawaisen aus dem Rehabilitationszentrum, die Proboscis-Affen mit ihren hängenden Nasen, die Kängurus, die Dachse, die Wüstenspringmäuse, alle kamen, die in dieser Nacht das Gefühl hatten, sie müssten das Ihre dazutun zu dem bald zwischen uns stattfindenden geheimen Akt, die das Gefühl hatten, sie müssten uns durch ihre Anwesenheit ihres Mitgefühls und ihrer Solidarität, ihrer Anteilnahme und ihrer Liebe versichern. Das Großwild, das mit verschiedenen Steilwänden, Gräben, Schluchten ferngehalten wurde, streifte unruhig auf und ab, sie spürten die Spannung in der Luft selbst von Weitem, und die nächtliche Beleuchtung hob dramatisch ihre nervös zitternden Figuren hervor. Die schwüle, dunstige Nacht wurde von Schreien, Jaulen und Grölen erfüllt, begleitet vom permanenten Zirpen der Zikaden. Als würde es bei diesem Stimmengewirr mitmachen wollen, schlug mein Herz immer lauter und heftiger, je näher ich dem Steingarten der Elefanten kam, wo wir unsere Rendezvous abhielten. Es trennte mich nur noch eine elegant in die Allee geschnittene, von seltenen Orchideen gesäumte Kurve von deinem Anblick. Ich war mir sicher, dass du auch diesmal als Erste da sein würdest. Ganz gleich, wie ich durch die Stadt flog, sie durchpflügte, du warst jedes Mal schon von vornherein da. Du wartetest so ruhig und besonnen, als wäre es die Aufgabe deines Lebens, als hättest du nichts Wichtigeres und Bedeutenderes zu tun, als wäre das gar nicht möglich, als würde alles, was du tust, von dieser einen Sache mit wahren Inhalt gefüllt. Und das stimmte für uns beide. Ich bog von der Allee ab, die Luft blieb in meiner Lunge, meinen Bronchien stecken, und obwohl ich sehen wollte, es gab nichts, das ich mir mehr wünschte, als zu sehen, schloss ich für einen Moment die Augen, damit ich nicht sofort erblickte, was ich sehen wollte, oder damit ich nicht sofort sah, dass das, was ich sehen wollte, nicht dort war. Während ich meine Augen schloss, streifte ein vom Flügelschlag einer Fledermaus entstandener Lufthauch über meine Gesichtshaut. Meine in der Dunkelheit sich weit öffnenden Pupillen empfingen schließlich deinen Anblick, wie ein lange abgerungenes Versprechen. Da standest du, ganz und prachtvoll. Mit graziösen, würdevollen Bewegungen fächeltest du dir Luft zu, aber ansonsten schienst du so frisch, makellos und ruhig, als wäre das dein natürlichster Zustand. Ich sah, dass du dir unwillkürlich mit der rosa Zungenspitze zart über einen Mundwinkel fuhrst, was ein verräterisches Zeichen für hervorsprudelnde Freude bei dir war. Wir waren kaum mehr zehn Meter voneinander und der lavagleich hervorquellenden Erfüllung entfernt. Mein ganzer Körper zitterte so stark, dass ich das Gefühl hatte, die

restliche Entfernung nicht mehr bewältigen zu können. Und als sich ein Fuß schließlich doch bereitfand, dem Befehl nachzukommen, einen Schritt zu tun, und ich losging zu dir, spürte ich auf einmal eine Hand auf meine Schulter fallen. *Sie kommen mit*, sagte die Stimme, und schon drehten sie mich um und nahmen mich mit. Vor der mit Orchideen gesäumten Kurve drehte ich mich noch einmal um. Du sahst mir mit traurigen Elefantenaugen nach.

An den Wassern Borneos saßen wir. Wir saßen und lasen. Manchmal gedachten wir Zion. Und außerdem dachten wir: dennoch, du wirst blühen, da dein Herr dich liebt, wer heute dich unterjocht, wird einst huldigen dir.

Berechne, wie viele Engel Platz auf einem Stecknadelkopf haben, wenn ein Engel ca. 45 mm groß und ungläufig ist!

Mrs. Longfellow brennt ab

(eine Biographie)

(...) Henry Wadsworth Longfellow mit seinem goldenen Haar, seinem goldenen Haar und seinem stattlichen Wuchs, seinen azurblauen Augen, seinen gelben Handschuhen, seinen gelben Handschuhen und seiner geblühten Weste (...).

Henry, der Dichter der Nation, schreibt Gedichte so, wie der Vogel singt. Aus Henry, dem Dichter der Nation, strömen die Reime hervor wie die Diarrhoe, weh mir, liebste Mutter, schau, fertig ist auch dieses Gedicht! Platsch. Es ist Henry zu verdanken, dass die Leute denken, jeder könne Gedichte schreiben, zum Beispiel auch sie selbst. *Tell me not in mournful numbers, Life is but an empty dream! For the soul is dead that slumbers, And things are not what they seem.* Die Dinge, *well, yeah.* Henry, der Dichter der Nation, macht Kultur, noch bevor die Nation die Kultur entdeckt hätte. »Guck mal da«, sagt Amerika, »Henry, was ist das?« Dreht das glänzende Ding von links nach rechts, versteht nicht. Amerika kratzt sich ratlos am Kopf. »Das?«, fragt Henry mit einnehmendem Lächeln, »das ist die Blüte von New England, siehst du es nicht?« Die Spieler der Mannschaft aus New England, der Giants, nicken im Hintergrund. Nathaniel nickt, Ralph Waldo nickt, Henry David nickt, Oliver nickt, Herman nickt. (Die Mädchen nicken nicht, die Mädchen sind heute unpässlich und sind befreit.) Henry singt und flötet, wie ein mythologisches Gebilde. Ohne seine Flöte geht Henry nirgendwohin, selbst Europa durchflötet er bis auf die Knochen. Henry hält an charmanten kleinen Gasthäusern, rustikalen kleinen Katen, abgetakelten kleinen Bungalows, unterhält sich mit Bauern, Handwerkern, Händlern, Henry, der Dichter der Nation, in seiner Tasche verborgen die kleine, silberne Flöte, ein Passport für die Freundschaft. Henry in Spanien bei einem Stierkampf. Henry in Italien vor dem Colosseum. Henry in Deutschland, am Alexanderplatz. Henry in England bei einem Fußballspiel. Henry ist ein gutaussehender Junge, er ist leicht zu fotografieren. Das Herz Amerikas, des stolpernden Babys (*stumbling babe*), wird von einem Hoffnungsstrahl gewärmt: Es würde eine Kultur haben, eine fotogene Braut, einen stattlichen Sänger, einen strammen kleinen Gelehrten. Henry ist mit 22 Jahren Universitätsprofessor; ein Universitätsprofessor, ai, mit 22 Jahren. Die Herzen der weiblichen Studenten klopfen wild um seinetwegen – ach so, nein, *sorry*, es gibt keine weiblichen Studenten, die Mädchen sind befreit. *Lives of great men all remind us, We can make our lives sublime, And, departing, leave behind us, Footsteps in the sand of time.* (Videoeinspieler: »Footsteps In the Sand of Time«, Henry singt.)

Der erste Longfellow kam im harten Winter des Jahres 1676 aus dem englischen Yorkshire in Amerika an. *For he's a jolly good Longfellow, that nobody can deny.* Henry hat einen hervorragenden Pedigree. Sein Großvater war General im Unabhängigkeitskrieg, sein Vater Anwalt. Henry ist ein junger Gentleman aus gutem Hause, Amerikas Sweetheart. Er mag seine Nachbarn und Baseball, in seiner Freizeit ist er ein Meister in Fortschritt und Optimismus. *Not enjoyment and not sorrow, Is our destin'd end or way; But to act, that each to-morrow Find us farther than today.* Vorwärts und sei wachsam. Henry Wadsworth Longfellow wird als Sohn von Stephen Longfellow und Zilpah Wadsworth Longfellow am 27. Februar 1807, an einem grauen, trostlosen Tag, in Portland, Maine, geboren. Portland ist eine Hafenstadt, wer dort geboren wird, hat einen weiteren Ausblick auf die Welt als jene, die in anderen, versteckteren kleinen Städten New Englands wohnen. Der Ausblick wird durch nichts gestört. Die Wellen schäumen, es ist hundekalt, und die Menschen hauchen sich

auf die Fäuste, aber die Aussicht ist gut. Buena vista. Wale, Schiffsbrüche und Ähnliches. Frische Luft, zum Anbeißen. Die im Hafen wuselnden interessanten Menschen und das Gewusel der interessanten Menschen im Hafen erwecken das Interesse des Jungen für Erfahrungen jenseits der eigenen Erfahrungen, und als Folge dessen geht Henry schon mit drei Jahren zur Schule (siehe auch: *child abuse*). Als er sechs ist, schreibt seine Lehrerin folgendes in sein Zensurenheft: »Henry Longfellow ist einer der besten Schüler in unserer Schule. Er kann hervorragend lesen und schreiben. Des Weiteren kann er addieren und multiplizieren. Sein Betragen war im vergangenen Vierteljahr sehr korrekt und freundlich.« Unterschrift: Tante Ilonka. Ein Gentleman ist auch in der Grundschule ein Gentleman, das ist eine grundlegende Sache. Kein »Zieggemecker während des Unterrichts«. Kein »warf mit Papierkügelchen nach seinen Mitschülern«. Kein »versuchte mit dem Zirkel seinem Banknachbarn die Augen auszustechen«. Kein »zerzte an den Zöpfen der Mädchen«. (Die Mädchen, die Mädchen fehlten, die Mädchen waren befreit, die Mädchen waren an dem Tag, immer, unpässlich. Die Mädchen sind Engel.)

Beim Schlafengehen las Henrys Mama Zilpah – doch, so einen Namen gibt es – ihm und seinen Geschwistern über Ossian vor, den legendären gallischen Helden. Das führte immer zu einem kleineren Tumult, denn die Kinder wollten anstatt zu schlafen sofort Ossian sein, der legendäre gallische Held, sogar die Mädchen, dabei ist das wirklich eine Unmöglichkeit. Zilpah konnte kaum wieder für Ordnung sorgen, sie bereute es jedes Mal, dass sie schon wieder über Ossian, den legendären gallischen Helden, vorgelesen hatte, wobei sie doch genau wusste, dass das zu einem Tumult führen würde, aber man konnte nichts machen, die Stunde der Kinder ist heilig (*the children's hour*), und die Kinder verlangten immer danach, und der Papa war im Moment nicht erreichbar. »Jeder Leser hat ein erstes Buch«, schrieb Henry später, als er schon Dichter der Nation war. »Ich meine das so, dass es ein Buch unter allen anderen gibt, das als Erstes die Vorstellungskraft anregt und das die Sehnsüchte seines Geistes zugleich entfacht und befriedigt.« [Könnt ihr erraten, welches Buch das für den kleinen Henry war? (So viel kann ich verraten: sein Vater, Dr. Stephen Longfellow, hat ihn dafür mit dem Gürtel übel verhaun, aber Henry erinnert sich später grinsend daran, es habe sich dennoch gelohnt, denn ohne diese Lektüre hätte er später wahrscheinlich keinen blassen Schimmer gehabt, wie man ein Kind zeugen muss. Siehe: die Rolle des *know how* in der amerikanischen Kultur.))]

Zeit vergeht, der inzwischen neunzehnjährige Henry ist gerade in seinem Senior-Jahr am altherwürdigen Bowdoin College, als das Institut beschließt, einen Lehrstuhl für moderne Sprachen zu gründen, doch auf der Sitzung des Vorstands weist ein alter, beckmesserischer Kollege auf den Umstand hin, dass es am Institut, *unfortunately*, niemanden gibt, der moderne Sprachen spricht. Deswegen beschließt man nach einigem Nachsinnen, Henry einzuladen, der erste Professor des neuen Lehrstuhls zu werden, aber als erstes schickt man ihn nach Europa, damit er sich ein wenig vervollkommnet. Henry erklärt sich einverstanden, unter der Bedingung, dass man sein Dossier vernichtet, aus dem hervorgehen könnte, dass er regelmäßig Berichte über seine Jahrgangskollegen verfasst hat. Im blühenden Mai des Jahres 1826 macht sich der Jüngling mit dem weizenblonden Wallehaar auf den Weg, um sich die Welt mit seinen glänzenden azurblauen Augen anzusehen und sich *in the meantime* zu einem gelehrten Professor auszubilden. Siehe oben: flöten usw. Im harten Winter des Jahres 1829 kehrt Henry in seine ungeschliffene Heimat zurück, und mit zweiundzwanzig Jahren startet, ai, seine glänzende Karriere. Aber es passiert noch etwas: Am Tag nach seiner Rückkehr erblickt Henry in der Kirche Mary Storer Potter, die damals in die Mädchenklasse des Jahrgangs ging (wenn sie nicht gerade unpässlich war) und die ein ziemlich hässliches Entlein mit Sommersprossen, Zöpfen und großen Pferde Zähnen gewesen, doch in der Zwischenzeit zu einer atemberaubenden Schönheit geworden war, aber so atemberaubend, dass Henry, wie es sich gehört, der Atem weglieb, er vor Staunen Wurzeln schlug und, *oh Lord!*, man beinahe die Ambulanz rufen musste. Das erste und letzte Mal im Leben der Lerche der Nation

fehlen ihm die Worte, wortlos begleitet er das Mädchen bis nach Hause, und im schüttelfrostigen Frühling des Jahres 1831 nimmt er sie zur Frau. Die Zeit, die große Organisatorin, vergeht.

Im nebligen Herbst des Jahres 1834 gewinnt Henry den Preis für den bestaussehenden jungen Professor des Jahres, kommt auf das Titelblatt des *Life-Magazins* und bekommt daraufhin einen Ruf nach Harvard, aber erst schickt man ihn noch nach Europa, damit er sich noch ein wenig vervollkommnet, soweit das menschlich überhaupt möglich ist. *In the world's broad field of battle, In the bivouac of Life, Be not like dumb, driven cattle! Be a hero in the strife!* Henry nimmt die wunderschöne Mary mit, die jedoch unterwegs als Folge einer Fehlgeburt kurz und seltsam verstirbt. *Mary, Mary, quite contrary!* Henry, *in the bivouac of Life*, bricht die Reise nicht ab, schließlich bindet ihn der *new deal* mit Harvard, sowie das Wort eines Ehrenmannes, *gentlemen's agreement*, und noch vor seiner Heimkehr lernt er Fanny Appleton kennen, eine reiche Erbin aus Boston, *Fannys Testament*, die später (Zeit vergeht; *sehr* viel später) seine zweite Frau wird. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, will Fanny anfangs (heißt: jahrelang) Henrys Gefühle überhaupt nicht erwidern, sie hält ihn für einen eingebildeten, aufgeblasenen Fatzke, zudem bringt sie 1839 Henry sehr in Rage dadurch, dass er in seiner Prosaromanze mit dem Titel *Hyperion* die Umstände ihrer Begegnung ausplaudert, woraufhin die gesamte Ostküste sich das Maul darüber zerreißt. 1843 gehen sie unerwartet doch noch die Ehe ein, *Fanny, what were you thinking?*, und von da an verwandelt sich ihr Leben in eine ärgerliche Idylle. Henry und seine Frau führen ein hervorstechend elegantes Haus, das sogar den recht wohlhabenden und unter normalen Umständen salbungsvollen Emerson zu Pikiertheit reizt: »Wenn Sokrates hier leben würde, könnten wir zu ihm hingehen und uns mit ihm unterhalten; doch zu Longfellow können wir nicht für ein Gespräch vorbeikommen; er hat einen Palast, er hat Diener, er ist von langen Reihen von Flaschen umgeben, die Weine verschiedener Farbe beinhalten, sowie von Weingläsern und feinen Mänteln«, schreibt Ralph Waldo murrend.

Mit seinem Wallehaar, seinen gelben Handschuhen und seinen typischen blumengemusterten Westen ist Henry eine allseits bekannte, romantische Figur in Cambridge. Wenn sie ihn sehen, seufzen Frauen und Mädchen mit einer Stimme auf, die Herren erweisen mit gehobenem Hut ihre Hochachtung, und die Jugend der Stadt strömt regelmäßig in sein Haus, um mit seinen Kindern zu spielen, fünf an der Zahl, zwei Jungen, drei Mädchen, *grave Alice and laughing Allegra and Edith with golden hair*. Im unerträglich schönen Frühling des Jahres 1854 hat Henry die Schnauze voll vom Unterrichten und den von ihm selbst abgehaltenen endlosen Fakultätssitzungen, er kündigt in Harvard und erfindet die *Freelance*-Dichtung, für die sich Fanny, *alas!*, nicht genügend begeistern kann, zu allem Überflus fängt Henry zu dieser Zeit an, sich mit dem Stammesfürsten Ojibway zu treffen und über Indianer zu schreiben, was doch eine ziemlich verdächtige Sache ist. Fanny sieht nicht, dass hier die Grundsteinlegung der Kultur einer Nation im Gange ist, sie sieht nicht, wie daraus ein Old Shatterhand und ein Lederstrumpf werden soll, sie sieht nur, dass ihr Gemahl zur Abendessenszeit nie zu Hause ist, weil er schon wieder mit dem fetten Stammesfürsten im *public house*, also der Stampe an der Ecke, Whisky trinkt. Zeit vergeht, das *Œuvre* nimmt schön zu, und die Familienkasse ab. Fanny, zugegeben, sieht vieles nicht, aber sie sieht, dass man von der Dichtung nicht leben kann. Nach dem Erscheinen von Henrys Indianer-Bestseller *Hiawatha*, in den strahlenden Jahren 1855 und 1856, belaufen sich Henrys Gesamteinnahmen aus Dichtung auf \$ 3400 bzw. \$ 7400 plus Nebenrechte, aber davon abgesehen liegen seine Einkünfte im Durchschnitt kaum über dem mageren Gehalt von Harvard (\$ 1500). Das Haushaltsgeld muss Fanny verwalten, selbstverständlich inbegriffen die Summe, die man pro Monat für zwei Paar gelbe Handschuhe und eine neue Weste mit Blumenmuster braucht.

Zeit vergeht, *the great equalizer*, und im Jahre 1861 findet sich Fanny, bzw. wie sie allgemein bekannt ist, Mrs. Longfellow, in der Lage wieder, dass vom Haushaltsgeld kein einziger Cent mehr übrig ist, dabei ist erst die Hälfte des Monats um. Große Trauer erfasst Frau Longfellow, sie grämt sich Tag und Nacht, zerbricht sich

den Kopf, wie sie da rauskommen könnte. Sie muss sich bis zum nächsten Morgen etwas einfallen lassen, denn wenn Henry dahinterkommt, dass das Haushaltsgeld alle ist, regt er sich auf, und seine Reimmilch versiegt, und dann sterben nicht nur die Kinder den Hungertod, *grave Alice and laughing Allegra* usw., sondern, *to top it all*, wird sie, Mrs. Longfellow, die Verhinderin der Entwicklung der Nationalkultur sein, und dergestalt in den Lehrbüchern stehen, *to go down in history*, was wirklich ein *little much* wäre. Es muss eine Lösung her. *Meanwhile* spielen die Mädchen, *grave Alice and laughing Allegra and Edith with golden hair*, in der oberen Etage mit dem Puppenhaus, das ihnen Papa geschenkt hat, doch auf einmal bekommen sie Hunger und laufen in die Küche hinunter, um sich auf gute amerikanische Art ein *peanut butter and jelly* Sandwich zu machen. Da treffen sie ihre Mutter an, die, ihr Haupt auf den Küchentisch gelegt, sich ob ihrer aussichtslosen Lage grämt. Als die Kinder hereinkommen, hebt Mrs. Longfellow ihren traurigen angelsächsischen Pferdekopf und schaut sich ihre Töchter an, ihr an goldene, wogende Weizenfelder erinnerndes Haar, und da kommt ihr plötzlich die Erleuchtung. Unweit des Longfellow-Hauses hat ein jüdischer Perückenmacher seine Werkstatt, und Mrs. Longfellow geht beinahe jeden Tag dort vorbei. In der Auslage der Werkstatt steht folgende Anzeige: »Kaufe Haare, zahle gutes Geld.« *For good money*, diese Worte summen in Mrs. Longfellows Kopf wie in einem in Aufruhr geratenen Stock die Bienen. Zum Nachdenken ist keine Gelegenheit, schon eine Minute des Zögerns kann ihren Plan zunichte machen. »Edith, Allegra, Alice, kommt her, meine Kleinen!«, ruft Mrs. Longfellow mit zitternder Stimme und nimmt die große Haarschneideschere aus der Schublade. Die wahre Stunde der Kinder kommt, *The Children's Hour*.

Nachdem die Mädchen schluchzend und weinend aus dem Haus gelaufen sind, nimmt Mrs. Longfellow ihre goldenen Locken sorgsam zusammen und faltet sie in drei kleine Pakete. Das einfache, braune Packpapier will sie mit Wachs verschließen, wie sie es gewohnt ist. Beim Erwärmen des Wachses schießt auf einmal eine große Flamme empor, so dass die Päckchen Feuer fangen, das Wachs und auch das Haar und die Kleidung Mrs. Longfellows geraten in Brand. Da denkt Mrs. Longfellow: Das ist bestimmt Gottes Strafe. Und so fügt sie sich in den Willen der erwähnten Person und tut auch nichts, um das Feuer zu löschen, sie lässt zu, dass sie die Flammen schön langsam einkreisen. Einige Stunden später, als Henry zu Hause ankommt, findet er in der Mitte der ausgebrannten Küche einen noch glimmenden, großen Haufen Asche. Henry nimmt einen Schürhaken und stochert ein wenig, um festzustellen, um die Reste was für einer Küchenapokalypse es sich handeln könnte. Ganz unten im Haufen findet er ein Stückchen einer verkohlten blonden Haarlocke und auf dem Küchentisch in der Schrift Mrs. Longfellows ein Brieflein, das an ihn adressiert ist: »Henry, Liebster, sei nicht böse, aber ich bin vollkommen abgebrannt. Alles ist meine Schuld, schimpf nicht mit den Mädchen. F.« Henry Wadsworth Longfellow denkt sich da: Erst der Bürgerkrieg und jetzt auch noch das. Um seine aufgewühlten Nerven zu beruhigen, fängt er an, Dantes *Göttliche Komödie* ins Englische zu übersetzen. Mit der Arbeit kommt er ganz gut voran. Jahre später gewährt ihm Königin Victoria eine Privataudienz. Was zwischen ihnen besprochen wurde, ist nicht bekannt, die Türsteher glaubten die Worte *G-Spot* und *unmentionables* herauszuhören.

Interpretiere die folgenden Sprichworte:

Ars longa, vita brevis.

A pain in the ars.

Zeichnen – Kunstgeschichte

Olympia

(une folie sentimentale)

Erinnerung: Victorine liegt auf dem Kanapee und schaut. Sie schaut, dass es eine Art hat. Denn schauen, das kann diese kleine Frau. Dieses Frauchen. Dieses Weib. Diese Victorine Meurent, eventuell Meurend oder Meurand, wer weiß das bei so einer, wie sie genau heißt, obwohl, was rede ich da, ich werde auch ständig durcheinandergebracht mit dem Aas Monet (warum ändert der nicht endlich seinen Namen und verschwindet von der Erdoberfläche?). Die kann so gucken wie sonst keine andere. Deswegen male ich ja auch sie, nicht wahr, und keine andere. Aber wie die heute guckt, das ertrage ich irgendwie nicht. Diese Frau schaut mir unter die Haut, diese Victorine. Bis in die Eingeweide (kann man das so sagen, bis in die Eingeweide?, eine seltsame Sprache ist dieses Französisch). Also, mir scheint es heute so, dass mit der Victorine etwas nicht stimmt. Aber was hat sie nur? Ich habe ihr eine schöne rote Blume besorgt für ihr wildes rotes Haar, ich habe ihr ein Armband besorgt, ich habe ihr ein unfassbar schönes, mit Blumen besticktes Seidentuch besorgt, auf das sie ihren süßen Alabasterkörper betten kann, von dem mir der Schweiß ausbricht, wenn ich ihn nur sehe, ich habe ihr feine Samtpantoffeln besorgt, und, um den Rest gar nicht zu erwähnen, ich habe ihr eine Mohrin als Dienerin besorgt, wie sie's verlangt hat, natürlich nur, um meine unendliche Geduld auf die Probe zu stellen, aber ich hab bewiesen, dass es nichts gibt, was diese unmögliche kleine Person nicht von mir verlangen könnte, nur damit sie nicht zu einem anderen geht, weil ich das weder menschlich noch künstlerisch ertragen könnte, und dann hat sie einen wunderschönen Blumenstrauß bekommen, mehr noch, auf den Rat des Charly Bodler hin habe ich sogar eine schwarze Katze besorgt – deren Schwanz permanent gen Himmel ragt, was man ihr wirklich nicht verdenken kann –, nur damit sich die Victorine freut, aber für die ist nichts gut genug, ständig ist sie am Maulen, ständig hat sie irgendwas auszusetzen, ständig guckt sie nur mit ihren penetranten Augen, aber, ich flehe dich an, wie soll man eine malen, wenn die nie macht, was ich ihr sage?, seit Mittag beschwöre ich sie vergebens, sie solle, mir zuliebe, wenigstens ein klitzekleines bisschen versuchen, eine Venus darzustellen, wenn diese verdammte kleine Tusnelda überhaupt weiß, was das ist – obwohl sie neulich damit ankam, dass sie auch male, und ich werde schon noch erleben, dass der Salon ihr Zeug akzeptieren wird, während man mich wieder rauswerfen wird, darüber musste ich dann aber doch lächeln, worüber sie sich natürlich tierisch aufregte und die Lade mit den Farben nach mir warf, was aber meinen aus feinem englischen Stoff genähten neuen Anzug ruinierte, woraufhin ich sie, ich leugne es nicht, ohrfeigte, denn auch meine Galanterie hat ihre Grenzen, dabei bin ich in den Augen der anderen ein veritabler Schlappschwanz, weil ich die Victorine noch nicht einmal gevögelt habe, obwohl mir das, zugegeben, mindestens neunhundertdreiundzwanzig Mal durch den Kopf gegangen ist, was in etwa so oft ist, wie ich sie zu Gesicht bekommen habe, und das erste Mal genau damals, letztes Jahr, als ich sie, zu meinem Unglück, das erste Mal erblickte. Weil, diese Victorine ist mir ein richtiger Klotz am Bein, allen Ernstes, mit jemand anderem hätte ich schon neun Bilder mehr geschafft, die hier verhindert regelrecht die Entfaltung meines Lebenswerks, davon ganz zu schweigen, dass ich ihretwegen ständig in die niedrigsten Skandale verwickelt werde, die einem die Schamesröte ins Gesicht treiben, ich, der ich mir nichts sehnlicher wünsche als ein sauberes bürgerliches Leben; meine liebe Mutter, Patentochter des schwedischen Kronprinzen, hat schon mehrfach geäußert, dass sie die Schande noch ins Grab bringen wird, ein Glück, dass mein Vater, ein Richter,

nicht mehr den Skandal erleben musste, den mein letztes Bild erregt hat. Und wer sonst als Victorine war auch dafür verantwortlich. Denn was ist geschehen, wir sind hinaus ins Freie, um das Frühstück zu machen, und ich hab mich gefreut, dass ich endlich an der frischen Luft sein kann, und was für ein feines kleines Bild ich daraus zaubern werde, dieser lausige Salon wird gezwungen sein, es anzunehmen, weil es derart außerhalb jeder Diskussion stehen wird, dass es den Prix Napoléon absahnen wird, und selbst dem guten Eugen Zumkreuze wird vor Überraschung die teure zickenbärtige Kinnlade runterklappen. Alles war schön ausgedacht, wir haben die Einstellung gemacht, die Kleider gerichtet, die Picknickutensilien aufgestellt und warten nur mehr auf das richtige Licht, als auf einmal die Victorine sagt:

»Sagen Sie, dass es nicht stimmt, was ich gehört habe.« Was hast du denn gehört, meine süße, einzige Victorine, du Perle aller Modelle, Sklavenhalterin meines Herzens? »Dass Sie nächste Woche nach Holland wollen, Ihre teiggesichtige Melkerin zu heiraten, diese Susi mit ihrem Kuhhintern, von der Sie neulich behauptet haben, dass Sie kaum was mit ihr zu tun haben und dass ich keine Szene machen soll, weil ich diejenige bin, die Ihr Leben vergoldet, Ihr Herz in winzig kleine Stücke zerreißt, dass Sie, wenn Sie mich anschauen, nicht mehr Herr über sich selbst sind, dass ich die ewige Leidenschaft Ihres Lebens sein werde, dass ich schlimmer bin als Absinth, weil man davon vorübergehend genug bekommen könnte, aber von mir nicht. Außerdem möchte ich, dass Sie schwören, dass es nicht stimmt, was die Leute sagen, wonach der murkelige kleine Zwerg, der Leon-Eduard, von dem Sie neulich den Nerv hatten zu behaupten, er sei der kleine Bruder von der Melkerin und nur der Patensohn von Ihnen, dass der in Wahrheit Ihr eigener Bastard ist, Ihre kleine Missgeburt, und dass die Kuhärschige Sie so lange sekkiert hat, dass Sie jetzt hinlatschen und der kleinen Schande Ihren Namen geben!« Die beiden Männermodelle johlten natürlich schadenfroh, sie hatten gar nicht geahnt, was für eine tolle Unterhaltung ihnen geboten wird, und ich war schon drauf und dran, mich ihnen anzuschließen, um meine männliche Überlegenheit und meine Autorität als Arbeitgeber wiederherzustellen, als die Victorine mich wieder so anschaute mit ihren Augen wie jetzt auch und mir das Blut in den Adern gefror. Sie guckte so drohend, so bitter und zugleich verächtlich, dass ich nichts machen konnte, umso weniger, als sie, nämlich Victorine, mein Herz und meine Seele in Beschlag nahm und jedes ihrer Worte der Wahrheit entsprach. Aber wie soll ich es sie nun glauben machen? Wie soll ich ihr erklären, dass die Susi ein früherer, übereilter Fehltritt war, für den ich nun, als ein Edelmann, schließlich die Verantwortung übernehmen muss? Ich erhob mich langsam aus dem Gras, klopfte mir die Hosenbeine ab, räusperte mich und sagte: »Schau ...« Woraufhin die Victorine geradezu kreischend sagte: »Wagen Sie nicht, es zuzugeben, sagen Sie, dass es nicht stimmt, sonst kann ich für nichts mehr garantieren!!« Doch wenn ich schon kein *chevalier sans reproche* sein kann, dann will ich wenigstens einer *sans peur* sein, nicht wahr, besonders, da die Wahrheit einmal so schonungslos ausgesprochen worden ist – was konnte ich anderes tun, ich musste es zugeben. Woraufhin Victorine wie eine Furie aus dem Gras hochfuhr und sich sämtliche Kleidung vom Leib riss, während sie, so laut, dass der ganze Park davon echote, brüllte: »Na komm, du Abschaum, mal mich, da hast du dein verfluchtes Licht!« Und tatsächlich, in diesem Augenblick schien die Sonne durch die Baumkronen und fiel genau in dem Winkel ein und strahlte genau in der Stärke, wie wir es die ganze Zeit erwartet hatten. Es war ein perfektes, fast überirdisches Licht. Ich machte noch einen ersterbenden Versuch: »Mach das nicht, Victorine ...« Aber die brüllte zurück, dass es mir in den Ohren schmerzte: »Nicht ich! *Du* hast das gemacht, Eduard!!« Woraufhin sie sich, nackt, wie sie war, wieder ins Gras plumpsen ließ, zwischen die beiden verblüfften Männer. Währenddessen, wie gesagt, strömte jenes unwirklich seidige, gesegnete frühnachmittägliche Licht auf uns herab, und nach der langen Selbstbeherrschung, die ich mir ausschließlich aus Respekt Victorine gegenüber aufzwang, war das nun wirklich etwas, dem ich nicht widerstehen konnte: Ich fing an zu malen. Die beiden Typen konnten ihr Glück kaum fassen, aber sie konnten mit der

Ausnahmesituation auch nichts anfangen, sie schauten verschämt beiseite und unterhielten sich. Und ich malte den ganzen Tag wie einer, der den Morgen nicht mehr erleben würde, und es tobten auch Gefühle in mir, dass ich sagen muss, ich war mir auch nicht sicher, ob es nicht tatsächlich so enden würde.



Das Bild habe ich noch in derselben Nacht fertiggestellt, und am nächsten Tag rannte ich damit in den Salon, wo sie mich natürlich im hohen Bogen wieder hinausbeförderten, aber wenigstens konnte ich auf der anderen Straßenseite, bei den Abgelehnten ausstellen.

Danach packte ich fein meine Sachen und latschte tatsächlich mit meiner teiggesichtigen Susi nach Flandern, um sie, in Gegenwart ihrer Eltern und entgegen meinem besseren Wissen, zur Frau zu nehmen. Meiner Mutter, der Patentochter des schwedischen Kronprinzen, konnte ich es noch nicht einmal sagen, weil sie seit dem Skandal um das Bild mit Migräne in einem verdunkelten Zimmer lag, zu dem sie mir den Zutritt verweigerte.

Nachdem wir wieder zurück waren, fand ich keine Ruhe mehr. Ich hatte das Gefühl, wenn ich Victorine nicht mehr malen darf, ist es zu Ende mit meiner künstlerischen Karriere. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass es, wenn ich sie nicht sehen darf, mit meinem Leben zu Ende sei. Und schließlich hatte ich das Gefühl, dass es der größte Bockschuss meines Lebens war, dass ich '48 nicht in Rio de Janeiro geblieben bin, wohin mich mein justiztätiger Vater mit der Übungsflotte der Marine geschickt hatte, um einen Mann aus mir zu machen. Seitdem hätte ich schon Kaffeeplantagen überall im Land haben können, fünfzehn schwarze Sklavinnen würden mir jeden Wunsch von den Augen ablesen, und vor allen Dingen würde ich auf die Malerei scheißen, ich wüsste nicht mal, was das ist. Lieber Gott, warum gibst du deinem schwachen Sohn nie einen Fingerzeig, warum lässt du mich immer allein, warum?! Langer Rede kurzer Sinn, ich bin zu Victorine hin und habe sie beknielt. Ich beknielte sie am Tag und ich beknielte sie in der Nacht, ich übernachtete mit den Hunden auf der Schwelle vor ihrer Tür, gemeinsam heulten wir den Mond an, ich versprach ihr alles, was sie wollte, sie sollte nur wieder erlauben, dass ich sie malte. Nach zwei Monaten, drei Wochen, zwei Tagen, dreizehn Stunden und zweiundzwanzig Minuten ließ sie mich endlich ein. Aber sie stellte Bedingungen. Sie sagte, ich dürfe sie malen, aber nur so, wie sie es will. Das war für meine Integrität als Künstler, das muss ich nicht extra betonen, eine riesige Ohrfeige, aber ich war zu allem bereit, nur damit sie mir wieder Modell saß, damit ich ihre Alabasterhaut wieder sehen konnte, ihre rote Mähne, ihre weichen Wimpern und ihre süßen kleinen Sommersprossen. Verfüge über mich, Opium meines Lebens. Woraufhin meine einzige Victorine Folgendes sagte: »Du darfst ausschließlich in meinem Atelier arbeiten (in ihrem »Atelier«!), die Sitzungen werden also ausschließlich bei mir stattfinden, du musst die folgenden Utensilien besorgen: 1 goldener Armreif, 1

schwarzes Halsband, 1 Seidentuch mit Blumenstickerei, 1 Paar Samtpantoffeln, 1 großer Blumenstrauß, 1 schwarze Dienerin und 1 Haustier zur freien Auswahl. Und der Titel des Bildes wird Olympia sein.« Aber, Verderberin meines Lebens, sagte ich flehend, ich wollte ein Venus-Bild malen, und Olympia pflegen die Kurtisanen zu heißen, und so wird das nicht nur wieder ein Skandal, sondern es werden obendrein noch alle denken, du seist auch eine. Genau so ist es, antwortete Victorine, es wird ein Skandal werden, und sie werden nicht nur denken, dass ich eine Hure bin, sondern *tout précisément*, dass ich deine Hure bin, mein Teurer, und sie werden auch nicht allzu sehr danebenliegen. Und damit schwieg sie und sah mich erwartungsvoll an mit ihren erwähnten Augen. Ich erblasste. Das kannst du nicht wollen, sagte ich. Du kannst mich nicht ruinieren wollen, sowohl künstlerisch als auch menschlich. Worauf dieser Sinn meines Lebens mir ins Gesicht lachte. Stell mich doch auf die Probe, Dudulein, sagte sie. Ich hatte keine andere Wahl, ich musste ihre Bedingungen akzeptieren.

Aber jetzt ist alles so, wie sie es gewollt hat, wir sind in ihrem Atelier (zu meiner Überraschung muss ich sehen, dass sie tatsächlich malt, und ich muss sagen, nicht einmal schlecht), ich habe alles besorgt, was sie nur wollte, ich habe versprochen, dass ich das Bild Olympia nennen werde (mit dem geheimen Plan, sie dann doch irgendwie als Venus zu malen), und dennoch schaut sie mich so an, so durchdringend und kalt, dass ich kaum den Pinsel halten kann. Sie hat ihren Willen bekommen, sie herrscht über mich wie Napoleon über seinen Palastpinscher. Was kann sie jetzt also noch für ein Problem haben? Hier beging ich den fatalen Fehler, sie das auch wirklich zu fragen. Woraufhin meine Victorine sich ruhig, locker nach hinten lehnte auf der Chaiselounge (oder Kanapee?, es gibt so viele Wörter, ein Glück dass ich mich nur mit den Farben abmühen muss), sie kreuzte die Beine, legte ihre linke Handfläche betont auf den rechten Schenkel, bohrte ihren Blick in meinen und sagte mit einer ruhigen, gleichmäßigen Stimme: »Ich habe gar kein Problem mehr. Dafür wirst du umso mehr haben. Du wirst dieses Bild niemals loswerden können, es wird bis zu deinem Tode in deinem Besitz bleiben. Es wird jeden deiner Tage bestimmen, und du wirst jeden Tag bereuen, es gemalt zu haben. Du wirst erfolgreich, aber unglücklich sein dein Leben lang. Du wirst dir Syphilis einfangen bei einer echten Hure, in der du mich suchst, und im Alter von einundfünfzig Jahren, am neunzehnten April 1883, wird man dir das linke Bein abnehmen, und am dreißigsten April wirst du sterben.« Danach sprach sie nie wieder ein Wort mit mir.



Ich brauche gar nicht zu erwähnen – es wurde alles so, wie sie es gesagt hatte. Und sie lebte angeblich glücklich mit irgendeiner Klavierlehrerin namens Marie Dufour, bis ans Ende ihrer Tage. Und zu allem Überfluss wurde sie mehrmals im Salon ausgestellt. Ja, gibt es denn eine Gerechtigkeit?

Setze mit deinen eigenen Worten auseinander, ob es eine Gerechtigkeit gibt oder nicht. Argumentiere

dafür oder dagegen!

Die Mantegna-Madonna wirft sich hinab

(Volkslied in Erwartung eines Kindes)

Bald, oder nie

Der reife Apfel fällt vom Baum. Das ist ein schöner Gedanke, sinnierte Sir Isaac Newton 1687 im etwas müden, nachmittäglichen Garten sitzend. Der Gedanke hat Musik, er hat einen Bogen, er schnurrt, er ist beruhigend und auch ein wenig melancholisch, ein grad richtiger Gedanke, einer von der Sorte, wie ich sie mag (*I like*), in den man sich gerne einkuschelt, ein angenehmer, herbstlicher Gedanke (der Himmel im Herbst!), ausgenommen natürlich, wenn es sich um einen Sommerapfel handelt, fügte er hinzu, mit einer Locke seiner üppigen Perücke spielend, sicheres Zeichen dafür, dass er nachdachte, und in diesem Moment kam mit einem ziemlichen Rums etwas auf seinem Kopf auf. Sir Isaac Newtons Kopf sah damals so aus:



Ouch!, sagte Sir Isaac in seinem flotten Englisch – merke: Kraftausdrücke verlassen, wenn sie unkontrollierbar sind, zumeist in der Muttersprache unsere Lippen, und Sir Isaac war ein Engländer und gerade (*just then*) nicht kontrolliert.

Jedoch: der lose Felsbrocken auf dem Berggipfel stürzt ins Tal. Das ist überhaupt nicht angenehm beruhigend, mehr noch, nicht im Geringsten ein melancholischer, herbstlich sich einnistender, sondern geradezu ein drastischer, winterlich kalter, Herzklopfen verursachender, unangenehmer Gedanke.

Wobei: die Geschwindigkeit des senkrecht nach oben geworfenen Balls nimmt ab, er hält für einen Moment an und fällt danach auf die Erde. Was fangen wir damit an; ist das gut? Der immer wieder hinaufgeworfene Ball immer wieder herunter? Ist das nicht ein wenig ermüdend?

Mich (doch wer spricht da?!) interessiert von alldem das »er hält für einen Moment an« SEHR, was denn da geschieht, was da vor sich geht in jenem Vakuummoment, wenn wir, wie in den Trickfilmen, in der Luft radeln, weder oben noch unten, aber gerade dort und dann – das wäre, vermute ich, das Leben selbst. In diesen Phänomenen haben wir im Übrigen die Gravitationswechselwirkung erkannt.

Doch weiter, nicht nachlassen: In Kenntnis der physikalischen Bedeutung der Kraft können wir das auch so formulieren, dass der Apfel als Folge der Gravitationskraft vom Baum fällt, der lose Felsbrocken infolge der Gravitationskraft ins Tal stürzt, und die Geschwindigkeit des senkrecht nach oben geworfenen Balls infolge der Gravitationskraft abnimmt (und da haben wir Ebbe und Flut noch gar nicht erwähnt). Ein glückliches

Aufeinandertreffen: Das System arbeitet, die Gravitation ist an ihrem Platz, die Kraft ist mit uns. (Bemerkung: auch die Halbinseln hängen alle nach unten [so: siehe] auf der Erdkugel, wie schlaffe Phalli, außer vielleicht Jütland, das gerade nicht. Das ist nicht schön: aber interessant.)

Die Gravitationskraft stellen wir mit einem nach unten weisenden Pfeil dar, der Angriffspunkt dieser Kraft liegt im Massenmittelpunkt des Körpers. Bemerkung: als Massenmittelpunkt bezeichnen wir jenen Punkt der Körper, an dem aufgehängt oder an dem unterstützt sie in jeder beliebigen Haltung in Ruhe verharren, in Balance verweilen. Der Angriffspunkt des weiblichen Körpers ist: die Gebärmutter. Wenn wir den weiblichen Körper an der Gebärmutter aufhängen oder unterstützen (*ouch!*, würde Sir Isaac in seinem flotten Englisch sagen, wenn er sich denn, *if at all*, in die Kondition eines weiblichen Subjekts hineinversetzen könnte, na ja, Männerphysik), verharrt der weibliche Körper in jeder Lage in Ruhe und Balance. Der Angriffspunkt des männlichen Körpers ist: der Penis. Wenn man allerdings den männlichen Körper am Penis aufhängt, verharrt dieser nicht nur nicht in Ruhe, im Gegenteil, die Verfahrensweise entlockt dem Träger himmelstürmendes Gebrüll und Gezappel sowie Gott flott lästernde Kraftausdrücke. Das wäre also der Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Körper. QED.

Wenn aber: die kleine Mantegna-Madonna eines schönen Tages sich von der Wand unseres Zimmers wirft (sie hat sich geworfen), können wir dann behaupten, dass es lediglich die Gravitationskraft war, die auf sie gewirkt hat? Können wir behaupten, dass diese Kraft mit ihrem Angriffspunkt geradewegs in den Massenmittelpunkt der kleinen Mantegna-Madonna gezielt hat? Können wir denn nicht behaupten, dass anstatt der Gravität hier das Motiv der Gravidität in den Vordergrund tritt, dass, sozusagen, das Gewicht darauf zu setzen ist [Gewicht ist die Kraft, die einen Körper mittels einer Aufhängung oder einer Unterlage daran hindert, dass er fällt (Das Zeichen für Gewicht ist: G).] Gewicht wird ebenfalls mit einem nach unten weisenden Pfeil bezeichnet [so: siehe], dessen Angriffspunkt sich am Berührungspunkt der beiden Körper befindet. Nun stellen wir uns all das einen Augenblick lang vor: Angriffspunkt, zwei Körper, die sich berühren – was alles hier geschieht. Die Mantegna-Madonna könnte, obwohl sie schweigt, sicher etwas dazu erzählen. Wenn es nicht so wäre, würde sie den Kopf sicher nicht so melancholisch zur Seite fallen lassen. Wenn es nicht so wäre, würde sie sicher nicht so traurig das mickrige kleine, von der Geburt müde gewordene Kindlein mit den hohlen Wangen an sich drücken, als würde sie denken, nun sind wir also hier, wir zwei in der Welt, Ecce homo und ich. Unter den Augen des Kindes sind tiefe Gräben, Tränensäcke, die kleine Hand, die aus dem engen Wickelkissen gerutscht ist, ballt sich zur Faust, zwei Finger hängen heraus. Das tut seinen Teil zu der auf dem Bild sichtbaren allgemeinen Unentschlossenheit. Mit einer Hand hält die Mantegna-Madonna den Kopf des Kleinen, sicher von zweierlei Absicht geleitet: Sie hält und sie schützt ihn. Die andere Hand legt sie sanft auf den Bauch des Kindes, das heißt, auf das Wickelkissen: hält ihn und wärmt ihn. Ich spüre die Wärme ihrer Hand. An diesem Paar ist etwas, das mir keine Ruhe lässt, das mich an der Kehle packt und mich nicht loslässt.

Da ist etwas Unausgesprochenes, ein Hinweis, eine dunkle, traurige Geschichte. Oder vielleicht ist die Geschichte gar nicht dunkel und traurig, nur einfach etwas, worüber wir nicht reden, etwas, wozu es heißt, Kusch, Töchterchen, dafür bist du noch zu klein, etwas, wozu es heißt, frag deinen Vater, etwas, das da ist, weil sichtbar für jeden, der nicht blind ist, aber worüber man nicht reden kann. Worüber man schweigen muss. Na, das reicht jetzt aber.

Nein, meine Lieben, so geht das nicht. Worüber man nicht reden kann, darüber sollte man vielleicht versuchen zu reden, nicht wahr, dafür haben wir schließlich diese beschissene (siehe muttersprachlicher Kraftausdruck) Sprache bekommen, sie ist es, die uns über die Tiere erhebt, darauf berufen wir uns, von wegen, die Sprache,

nicht wahr. Dann sollte man sie aber auch benutzen, dann, wenn eine Schwierigkeit auftaucht, dann, wenn etwas kompliziert ist (Newton ist auch kompliziert, Einstein ist es noch viel mehr – das wäre, wenn ich es richtig verstanden habe, der Sinn der Relativität), wenn Hindernisse den Weg versperren, wenn man gewisse Sachen beim Namen nennen müsste [»Meiner Meinung nach hat Einstein gar nicht Einstein geheißen. Meiner Meinung nach hat man ihn nur so genannt, weil er sehr klug war«, aber das hat ein neunjähriges Kind gesagt, hallo!], wenn man die Scheiße an der Gurgel packen müsste, dann heißt es: »Worüber man nicht reden kann, darüber sollte man schweigen.« Vorhang. Eindrucksvoll, nicht wahr? Aber wenn es so wäre, wenn es nur die Stille in peinlichen Minuten gäbe, wer würde dann die Worte benutzen, die uns für solche Gelegenheiten zur Verfügung stehen? Die, sozusagen, schon bezahlt sind. Sie sind da, sie warten, dass sie an die Reihe kommen; nichts. Sie rutschen nach hinten in den Regalen, Staub bedeckt sie.

Es ist Zeit, sauber zu machen.

Denn worüber man nicht reden kann, darüber kann man schweigen, aber auch reden.

Ein in England jahrelang sein Unwesen treibender Serienmörder, der zugleich, aber nicht nur nebenbei auch der Gemeindearzt der Kleinstadt war, ein gewisser Dr. Harold Shipman, flog auf, weil die Frauen, wie es ihre Gewohnheit ist, ihre Leiden und die Details ihrer Behandlung ausführlich miteinander besprachen, während die Männer verschämt schwiegen. Der gute Doktor mordete die männlichen Patienten, und erst danach schwenkte er zu den Frauen um – das wurde ihm zum Verhängnis.

Aber weiter. Denn was ist mit all den Äpfeln, die an Ästen hängen? Mit dem Felsen auf der Erde? Mit Paketen, die auf Tischen liegen? Fall doch endlich runter!, brülle ich das Paket auf dem Tisch an, als wäre es taub. Nichts. Fall endlich runter!, brülle ich den auf der Erde liegenden Felsen an, als wäre er taub. Rührt sich nicht. Fall endlich runter!, brülle ich den Apfel am Ast an. Und es kommt vor, dass das alles umsonst ist. Aber warum fallen sie nicht herunter??! (Ich bin schon ganz heiser von der ganzen Brüllerei.) Die Sache ist so, wie es sich herausstellte, dass die nach unten wirkende Gravitationskraft und die nach oben wirkende Haltekraft in gleichem Maße auf sie wirken. Denn – jetzt kommt das Wesentliche! – wenn zwei Kräfte von gleicher Stärke, aber in einander entgegengesetzter Richtung auf einen Körper einwirken (Kraft kontra Gegenkraft), dann – nun dann geschieht gar nichts. Er bleibt, wo er ist (scheinbar in Ruhe, doch in Wahrheit ringend, egal).

Aber wenn eine Kraft stärker wird als die andere, dann kommen die Dinge in Bewegung.

Bald, oder nie.

Denn wenn an einem schönen Tag die Mantegna-Madonna sich von der Wand unseres Zimmers wirft (sie hat), dann hat das nicht nur etwas mit Ebbe und Flut, sondern, so Sir Isaac, auch mit der Bewegung der Planeten, Monde und Kometen zu tun. Und dann, wenn wir uns schon so in der Ausmesserei des Universums verheddert haben, wie könnten wir denn das Geschehene nicht in ein weiteres, intrastellares System einfügen? Wie könnten wir, wenn uns die Gegenstände ansprechen, als Kraft kontra Gegenkraft etc., so tun wie sie, also als ob wir taub wären gegen ihre Worte? Denn wenn sich die Mantegna-Madonna herunterwirft, dann besiegt eine Kraft die andere, so weit so gut. Wer aber ein »sehr gut« möchte, kommt nicht umhin, hinzuzufügen:

Der Wille regt sich, die Dinge kommen in Bewegung.

Bald, oder nie.

Laut meinen Aufzeichnungen sagte die Mantegna-Madonna, nachdem sie sich hinuntergeworfen hatte, Folgendes:

»Los, man muss etwas tun, man darf nicht zulassen, dass die Gravität über die Gravidität siegt, nicht

zulassen, dass sie einen mit ihrem Gewicht in das schwarze Herz der Erde zieht (Zeichen für Gewicht ist: G), nicht zulassen, dass die Kraft uns besiegt, die Gegenkraft soll entgegenwirken, los, was willst du, muss ich dich denn anflehen, ich flehe dich an, in Ordnung, ich flehe dich an, lasse nicht zu, dass die Eisenkugel der Verzweiflung dich ins Herz trifft, glaube mir, ich weiß, wovon ich spreche, los, die Luft treten, nicht hinunterfallen, wir schaffen es. Los.«
Im Zimmer hielt nur ich mich auf, so musste ich davon ausgehen, dass sie zu mir sprach.

Bald, oder nie.

Und siehe, mein besesseneres Ich kommt zum Vorschein.
Los.

In Großbritannien reifte 1984 ein Pfirsich mit einer Masse von 411 g heran.

- a) **Wie hoch war das Gewicht des Pfirsichs?**
- b) **Wie groß war die Haltekraft, die auf den Pfirsich wirkte?**
- c) **Stellen wir uns vor, Newton wäre seinerzeit (1687) unter diesem Pfirsichbaum gesessen; wie groß wäre das Problem?**

Musik – Gesang

Concerto

(mit Untertiteln)

S*anftes Säuseln des Windes, Summen von Insekten, Rauschen von Blätterkronen.* Wir stemmen unser zartes Fleisch gegen das Vibrieren des Sommers. Der Wind umleckt unseren Nabel, *Windlecken*, Schmetterlinge kitzeln den Flaum an unserem Unterarm, *Schmetterlingsküsschenflattern*, Marienkäfer schlagen ihr Lager in unserem roten und schwarzen Haupthaar auf, *Flügelbrummen*. Des Weiteren schnüffeln Maulwürfe an unseren duftigen Zehen, *rasches Schnaufen*. Selbst die Rehe blinzeln nur eine Armlänge entfernt von unserer Zügellosigkeit, *Schwirren von Rehhufen*. Unsere mageren Städterkörper erzittern vor dieser ungewohnten Freiheit. Meine schwarzmähnige, wunderschöne Schwester hüpfte über die Wiese wie ein durchgegangenes Füllen, *sie juchzt*. Vor uns der Sommer. Ich kann mit ihrem fröhlichen Tollen schwer Schritt halten, auf dünnen Stelzenbeinen eile ich hinterher, *Keuchen, Schrappen von Grashalmen*. Meine Schwester zeigt stolz ihren unter dem Kleid spannenden Busen den Amseln und Hasen. Sie ist dreizehn geworden innerhalb eines einzigen Jahres. Ich bin erst neun, doch die Zeit vergeht auch mir zuliebe nicht schneller. Sie fließt in ihrem eigenen Bett dahin, langsam, gemächlich.

Unser Sommerreich, das Dorf an der Grenze und seine Umgebung, blüht in seiner vollsten Pracht. Das Tal summt, *Summen*, der Bach plätschert plaudernd, *plauderndes Plätschern*, die heiße, dichte Luft vibriert, und vom starken Licht schimmert eine Fata Morgana auf dem brüchigen Asphalt der alten Landstraße. Unser erster Weg führt uns zu Onkel Pirka, dem Imker. Onkel Pirka erlaubt uns, dass wir, mit Handschuhen und Helm bewehrt wie mittelalterliche Ritter, die Bienen zu uns lassen. Das Erlebnis vereinigt Angst und Lust, Anziehung und Abstoßung. Ich kenne nichts, das dem ähnlich wäre. *Starkes Brummen, lautes Herzklopfen, Schnaufen*. Onkel Pirka schaut uns lächelnd zu; wir stehen vor den Stöcken wie winzige Statuen mit beweglicher Oberfläche. Zwei Kinder in der Honigfalle. *So ist's richtig, meine Kleinen, begrüßt eure kleinen Freunde, dieses Jahr sind sie auch wieder wunderbar emsig, wir werden flüssiges Gold genug haben! Ihr könnt eurer Mama was davon mitnehmen, damit ihr Leben auch versüßt wird!* Onkel Pirka zwinkert freundlich, sein Mund bewegt sich. *Allmählich immer lauter werdendes Gesumm*.

Wir gehen bei Tante Teri vorbei, um Vulkán abzuholen. Vulkán ist bis Herbst unser Hund. Der große, zottige weiße Komondor begrüßt uns jubelnd, *Bellen, Kläffen, Hecheln*. Er kann nicht genug von uns kriegen, er springt immer und immer wieder an uns hoch und leckt, *schleck*, unser Gesicht. *Nicht, Vulkán, nicht!* Meine Schwester versucht lachend, den Hund von sich zu schälen. Wenn ich aufgeregt bin, erscheinen riesige, verräterische Fieberrosen auf meinen Wangen – das stört mich manchmal, denn so kann ich meine Gefühle nur schwerlich verbergen. Jetzt muss mein Gesicht mindestens so rot sein wie mein Haar. Ich tätschele Vulkáns Hals, kratze ihn hinterm Ohr, mein Gesicht bohre ich in sein zottiges Fell. Meine Schwester redet mit dem Hund. *Komm, Vulkán, wir gehen zum Fluss!* Wir machen uns auf den Weg zu einem weiteren Begrüßungsbesuch.

Am Fluss vollführen wir jedes Jahr ein geheimes Ritual: Während Vulkán am Fuße des Abhangs hin und her läuft, *Kläffen, Schleifen von nassem Sand*, tasten wir uns schön langsam mit Schuhen ins Wasser, *Wasserplatschen*, und wagen uns immer tiefer hinein, so, dass das Wasser nach und nach unseren Körper und unsere Kleidung bedeckt, *die Laute des Flusses*. Erst weichen unsere Socken und Schuhe durch, dann

der Saum unseres Rockes, der Bund, dann die kurzen Ärmel unseres Hemds, und erst als wir schon beide bis zum Hals im Wasser stehen – ich ein wenig hinter ihr zurück, aber nur so viel, um wie viel ich kleiner bin –, kehren wir wieder um und gehen ans Ufer. Das Eintauchen ist geheim und auch verboten, unsere Mutter erlaubt nicht, dass wir so tief in den Fluss hineingehen. Obwohl es kein allzu großer Fluss ist, auch seine Strömung ist langsam, träge – dennoch. Das Verbot wertet die Sache in unseren Augen aber nur noch auf, es verlangt eine noch größere Geheimhaltung, einen noch stärkeren Zusammenhalt. Es ist schon zwei Sommer her, dass wir den Blutschwur geleistet haben, dass wir unser Geheimnis unter gar keinen Umständen verraten, *zwei blutverschmierte Handflächen klatschen zusammen*. Unser Zeuge war Vulkán, der Hund. Wieder aus dem Wasser heraus folgt der Schlussakt: Wir ziehen vorsichtig die Schuhe aus und schauen nach, was wir gefangen haben. Wir nennen es Schuhorakel, daraus lesen wir ab, was uns der folgende Sommer bringen wird. Mein Schuh hat nur ein kleines Stück Tang gefischt und den angebrannten Rest eines Zweigs. Meine Schwester hat eine interessantere Beute gemacht, die Schale eines zerbrochenen Vogeleis. Und ein wenig Schlamm. Darüber zerbrechen wir uns lange den Kopf, aber wir können zu keiner endgültigen Lösung kommen. Wir machen uns auf den Weg, um unsere nächste Station aufzusuchen, den Jägerstand am Rande der Wiese: unser eigenes Hochhaus, mit einer hervorragenden Aussicht. Die nassen Kleider kleben uns am Körper, während wir gehen, trocknet sie die heiße Sonne, das *Schlippschlapp* von Schuhen. Der Jägerstand steht in unmittelbarer Nähe der südlichen Landesgrenze, von drüben verirren sich häufig Schneckensammler hierher. Ich mag Schnecken nicht, und von Nacktschnecken ekle ich mich geradezu.

Vulkán läuft vor, bleibt stehen und schaut sich um, ob wir ihm denn folgen. Dann kommt er zurückgetrottet, als würde er uns zur Eile anhalten, dass wir mit ihm laufen, *rufendes Bellen*. Meine Schwester lässt sich nicht antreiben. Sie schreitet bequem einher, nimmt unser Reich, das wir seit letztem Jahr nicht mehr gesehen haben, gründlich in Augenschein. Sie kostet die reife, süße Brombeere, die in ihrem Mund schmilzt, *Schmatzen*, lauscht den Rufen der in der Nähe nistenden Fasanen, *Fasane rufen*, beschattet ihre Augen mit der Hand und schaut sich aus der Ferne an, wie viel die Fichtenreihe gewachsen ist, die man als Windfang an den Rand der Wiese gesetzt hat, und stellt augenscheinlich zufrieden fest, dass dieser Sommer an Freuden möglicherweise den letzten noch übertreffen wird. Ich jedoch gebe Vulkáns Kläffen nach und wetze mit ihm begeistert Richtung Hochstand, mein rotes Haar flattert frei, fahnengleich hinter mir her. Aus meiner Kehle tönen glückliche Rufe, *Kehllaute*, ich schwelge im seidigen Sommer.

Am Rande der Wiese angelangt, bricht Vulkán in den kleinen Wald, *Zweige brechen*, durch den wir einen Umweg Richtung Hochsitz machen. Es würde reichen, am Rand der Wiese zu gehen, schließlich steht auch der Hochsitz da, quasi die kleine Grenze zwischen Wald und Wiese bewachend. Aber geradewegs dorthin zu eilen wäre viel zu zielgerichtet, nicht abenteuerlich genug. Ich weiß sehr wohl, wohin Vulkán will: zum kleinen Bach, der unweit vom Rand des Buchenwäldchens fließt. Ich renne dem Hund hinterher, der wie ein durchgegangenes Rennpferd Richtung Zielgerade stürmt, *Hecheln*. Am kleinen Bach angekommen, springt Vulkán mit Leichtigkeit aufs gegenüberliegende Ufer und schlappt durstig vom Wasser, während er darauf wartet, dass ich ihn einhole, *lautes Wasserschlappen*. Ich hole ihn ein, ich nehme Anlauf am Ufer, wie es immer tue, doch ich gleite auf einem nassen Stein aus und verrenke mir den Knöchel, *unartikulierter Schrei*. Ich breche am Ufer des Bächleins zusammen und massiere meinen schmerzenden Knöchel. Vulkán kommt zu mir zurückgerannt, ein guter Hund, und fängt laut zu bellen an, *lautes Bellen*, er gibt meiner Schwester Zeichen, dass etwas passiert ist, sie soll sich beeilen. Sie taucht erst zehn Minuten später aus ihrem verträumten Spaziergang bei uns auf; sie hatte nichts gehört. Sie untersucht meinen anschwellenden Knöchel, und da wir nicht mehr weit vom Hochsitz sind, schlägt sie vor, dass wir uns bis dorthin schleppen sollen, dort kann ich mich ausruhen, während sie sich auf den Weg macht und jemanden sucht, der mich ins Dorf

zurückbringt. Ich umschlinge die Taille meiner Schwester und hüpfte mit Märtyrergesicht auf einem Bein neben ihr her. Mein Gesicht glüht vor Anstrengung. Im Schneckentempo zwar, aber wir erreichen den Hochsitz. Ich klettere mit viel Mühe und Not hoch und lasse mich erschöpft auf die grob gezimmerten Planken fallen. *Vulkán, du bleibst hier und passt auf sie auf, bis ich wieder zurückkomme, verstanden?* Meine Schwester macht sich auf den Weg.

Die nasse Socke ist wie ein kühlender Umschlag auf meinem schmerzenden Knöchel. *Leiser Seufzer*. Doch über kurz oder lang trocknet nicht nur meine Socke, sondern auch alle anderen Kleidungsstücke, meine ausgezogenen Schuhe stehen zum Aufbruch bereit da. Als meine Schwester losgegangen ist, stand die Sonne noch hoch, jedes Blatt auf dem Baum vibrierte einzeln im starken Licht, *die Töne vergangenen Vibrierens*. Doch jetzt dämmt es schon stark. Ich beschließe, nicht länger zu warten, ich gehe lieber los, sie suchen. Vorsichtig klettere ich über die schief und krummen Leiterstufen nach unten und gehe mit dem geduldig wartenden Vulkán los, in die Richtung, in der ich vom Hochsitz aus zuletzt die schimmernde schwarze Haarpracht gesehen habe. Ein Brombeerstrauch, eine Kurve, und schon hatte ich sie aus den Augen verloren. Langsam gehe ich auf dem Pfad am Wiesenrand voran, als würde ich über Eier laufen, *die Laute tapsender Schritte*. Ein lauer Abendwind trocknet die Schweißtropfen auf meiner Stirn. *Das Sirren einer abendlichen Wiese*. Die Bäume werfen einen schrägen Schatten, bald ist Dunkelheit. Auf einmal stiebt Vulkán los, als hätte man ihn aus einer Pistole abgefeuert, läuft vor und verschwindet bei der fernen Kurve mit dem Brombeerstrauch, *dsumm*. Ich schaue ihm unverstehend hinterher, ist der irre geworden oder was. Ich tapere langsam, ausdauernd weiter auf dem holprigen, staubigen Weg. *Fernes Hundegebell*. Die Schatten werden immer länger, splitteriger, der Horizont hat die Farbe von Zykamen angenommen. *Die typischen Geräusche des zyklamenfarbenen Werdens*. Endlich bin ich an der Kurve mit dem Strauch. *Immer lauter werdendes Gebell*. Unter dem einen Brombeerstrauch liegt ein Schuh. *Keuchendes Luftholen*. Ich kenne diesen Schuh sehr gut, er wurde mir für den nächsten Sommer versprochen, wenn ich groß genug dafür sein würde. Ein schöner, blauer Spangenschuh. Ich ziehe die Zweige des Strauches beiseite und trete ein ins Dickicht. *Brechen von Zweigen, Rascheln von Blättern, wahnsinniges Hundegebell*. Ich schaue mich unsicher um, dann gehe ich los nach links, wo das Dickicht etwas durchgängiger zu sein scheint. Die Entscheidung erweist sich als richtig, über einem Zweig hängt das zerrissene blaue Popelinhemd meiner Schwester. Passt gut zu den blauen Schuhen. Später finde ich auch den zweiten Schuh, und einen schmutzigen weißen Fetzen. Ich komme an einen dickeren, belaubten Ast, ich ziehe ihn beiseite. *Wimmern, gemischt mit Bellen*. Im Unterholz, auf dem dicht überwachsenen Boden liegt meine Schwester mit freiem Oberkörper. Ihr Rock hängt aufgeschlitzt an ihr, über ihre verschmierten Schenkel sickert Blut, *schnarrende Töne herabkriechender Blutrinnsale*. Vulkán kläfft nah an ihrem Kopf, leckt ihr Gesicht, *schleckschleck*. Ich setze mich neben meine Schwester auf die Erde, nehme ihren Kopf in meinen Schoß. Jetzt kümmere ich mich um sie.

Guck mal; das Rotköpfchen! Die packen wir nächstes Jahr, jetzt hat sie nicht mal Titten.

Kusch, sie hört dich noch.

Hast du sie noch alle? Was soll die hören, die ist taubstumm!

Umso besser, wenigstens jault sie nicht herum wie ihre Schwester. Haben wir genug Schnecken?

Klar. Sind auch heute nicht umsonst gekommen. Wenn das bellende Aas näher kommt, tret ich es um, dass es ohnmächtig wird. Los, lass uns gehen.

Es wird dunkel. Mein Gesicht glüht. *Die Geräusche von Zikaden, Grillen, Insekten. Musik.*

Was ist die Dominante und die Subdominante?

Was bedeutet Allegro ma non troppo?

Und woher wissen wir, ob das Allegro nicht schon *troppo* ist?

Geographie

Vertreibung ins Paradies

Du gehst zurück, verstanden? Du gehst zurück und schaust nach, ob du immer noch da bist oder ob es dir endlich gelungen ist, umzuziehen. Du bist langsam, schmerzlich langsam. Wie viel Zeit brauchst du noch? So viel ist nicht. Feilschen gibt's nicht. Du gehst zurück, und wenn es sein muss, stoße ich dich mit der Nase auf die Vergangenheitsform. Der Anschein ist nicht alles, der Anschein trügt. Tut so, als wäre der Ort derselbe Ort. Als wäre an dem Ort alles an seinem Platz, wenn auch ein wenig abgewetzt. Du schaust dich um, die Uferpromenade ist da, der Christus ist da, die Bucht ist da, der Sonnenuntergang ist da, alles ist da. Ich bitte dich, sei doch kein Dodo. Die Dinge muss man in erster Linie riechen. Den Geruch der verrottenden Zeit riechen. Den charakteristischen, räudigen Geruch des Mülls der Vergangenheit, der aus den Mülleimern strömt und die Stadt bedeckt, den Geruch der Kanalisation, die den Tropenregen nicht aufnehmen kann, den Geruch der Armut, die sich von den die Stadt umgebenden Hügeln, aus den Favelas Richtung Meer ausbreitet, und, wenn wir schon so weit sind, den abgenutzten, kaputt gerochenen Geruch des Meeres, den herben, abgestandenen Geruch des Mate, den für immer verschlungenen Sklavengeruch von Reis und schwarzen Bohnen, den Schweißgeruch der in schneeweiße Capoeira-Kostüme gekleideten Kriegstänzer, den bis zur Übelkeit süßlichen Geruch des Bossa Nova, den in Naphthalin eingewickelten, abgestandenen Geruch der portugiesischen Wörter und Sprachmelodien, Antônio's Geruch, Sonias Geruch, Maria José's Geruch, Eduardo's Geruch, Mutters Geruch, Nannys Geruch, nennen wir sie beim Namen: *babá*, den penetranten Plastikgeruch deines ersten Plastiktelefons, den hoch gelegenen, frühmorgendlichen, dunstigen, stechenden Geruch der Berge jenseits der Stadt, den gärenden, zerfallenden, verrottenden, ein Gefühl des Provisorischen verbreitenden, fatalen Geruch des tropischen Unterholzes, den erstickenden Geruch der von Zikaden lauten Nacht, den Geruch der mit Weihrauch gestopften schwarzen Mägen der schwarzen Putten in den spanischbarocken Kirchen, den Geruch der zwischen geriffelte Paperback-Seiten gepressten sonderbaren Satzkonstruktionen sonderbarer Literatur, den Geruch der gebratenen Rindfleischstücke, die man von auf lange Spieße gespießten Riesenrindstücken geschnitten hat, den Geruch von geheimer Kokosmilch in mit Macheten geköpften Kokosnüssen, den übermächtigen, klebrigen Geruch der noch geheimen Zusammenkünfte der Erwachsenen, den kühlen, sterilen Kernseifengeruch des gerillten Marmorbeckens in der Waschküche, den Gummigeruch der Gummipantoffeln, der Gummipuppen und des aus den Gummibäumen quellenden, in Blechgefäßen aufgefangenen flüssigen Gummis, den tief aus dem Meer kommenden Fischgeruch des Fischmarktes, der sich über alles legt, sich in jede Pore, in die Stoffe, die Gehirne frisst, den irgendwie an den Tod erinnernden, metallischen Geruch der Festhaltestange in der alten Straßenbahn, den zu Verteidigungszwecken guten, zum Riechen nicht guten Dschungelgeruch des Sechsbindingürteltiers sowie den Geruch des schwefeligen Atems der in der nächtlichen Dunkelheit phosphoreszierend leuchtenden Riesenschmetterlinge mit ihren metalltürkisen Flügeln.

Wenn du das alles hast, dann denke nach. Geh in dich. Und wenn du das auch hast (und es noch nicht Nacht ist), dann kannst du anfangen und dich umschauen. Du kannst unter die Kämme der lauwarmen, frühabendlichen Wellen schauen, unter die wellenförmig gelegten, schwarz-weiß gemusterten Pflastersteine der Avenida Atlântica, unter die in geometrische Muster gelegten schwarz-weißen Pflastersteine eurer Straße, unter die fächerförmigen Riesenblätter der Bananenbäume, unter die Flügel der in der Luft kleinen Pfeilen gleich umherflitzenden, bunten, Nektar saugenden Kolibris (ihre rasend schnelle Bewegung ist mit bloßem

Auge nicht zu verfolgen, versuche es erst gar nicht), unter die felsigen Fundorte der Halbedelsteine, in erster Linie: *Topázio imperial* (der Stein der Lust, der Verführung, der Leidenschaft) und *Água marinha* (Glücksstein der Seefahrer, aber er beruhigt auch die Nerven, mindert die Angst und befreit die Kommunikationskanäle von Hindernissen), unter die übers ganze Jahr hindurch genähten glänzenden Kostüme der Sambaschüler, die aus den Favelas zum Üben an den Strand gehen, bis hinunter zu den kakaobraunen, seidigen Bäuchen, unter die bei Sonnenaufgang schwer werdenden Lider der sich in Banden organisierenden, waffentragenden Halbwaisen der Straßen, unter die marmorkühlen Achselhöhlen des ausdauernd mit ausgebreiteten Armen dastehenden Christus, unter die Dielen der in den Ufersand gebauten mittelalterlichen Burgschlösser, unter den kühlen, trockenen (und nicht glitschigen, wie du denken würdest) Bauch der vierundfünfzigtausend Bewohner des Schlangenzoo, unter die glitzernde Oberfläche des Meers, hinunter in die Tiefe, ins von oben unsichtbare und unexistierbare stille Reich der Tropenfische, Krebse, Muscheln, das du, wenn du einmal unten bist, nie wieder verlassen willst, auf der Stelle würdest du dir Kiemen wachsen lassen und eins werden mit den Algen und dem Tang, und wo du das Gefühl hast, zurückgekehrt zu sein, wohin du gehörst, aber nicht anhand der morsch-falschen Nostalgie, sondern anhand biologischer Tatsachen, unter die schwarzen, von rosa Brustwarzen gekrönten Brüste der Amme, unter die Wellen der mit Puppenbeinen herausgeriebenen, mit Märchenbüchern herausgerubbelten ersten Wollüste, auf dem Weg zur Schule bist du auf einen Stein getreten, na, unter das Moos auf diesem Stein, unter die beerig-honigsüße Zunge der zu Hause benutzten geheimen Sprache, unter das Versteck der nur mit dir geteilten Schätze deines nie gewesenen Geschwisterkinds, unter die zittrige, tiefende Berührung der frühen Einsamkeit und der frühen Ängste, unter den jederzeit freizügig ausgebreiteten Körper und die akkurat verschlossene Seele deiner Mutter, unter den Verschluss des Parfümgläschens mit der Aufschrift Madame Rochas Femme, unter die verzweifelt schlagenden Flügel der an das Bettbein des Dienstmädchens gebundenen Riesenzikade, unter den ungeschickten Speichel des beim Flaschendrehen ausgelösten Kusses, unter den Schmutz der durch fleischfressende Pflanzen gefangengenommenen Insekten sowie unter den Schleier der von dem Rauschen der hereinbrandenden Wellen geschmückten Nacht.

Wenn du das alles hast, denke nach. Geh in dich. Und danach kannst du langsam anfangen, zu berühren, zu betasten. Zum Beispiel kannst du Gottes Fuß berühren, der kaum sichtbar aus dem blauen Meer herausragt, keiner hat bemerkt, dass er abgestürzt ist, sie pflügen nur weiter das Meer, als wäre nichts geschehen, die Sonne scheint, die Schiffe ziehen, sind die blind oder was, oder sie verschließen nur gerne die Augen vor den Problemen, sie ziehen es vor, sich zu freuen, anstatt traurig zu sein, aber du hast auch das gelernt an jenem anderen Ort (ich verstehe, dass du nicht endgültig umziehen möchtest, aber du musst auch endlich verstehen, dass du es musst), dir fällt es nicht schwer, den winzigen Gottesfuß zu bemerken, der da aus dem Wasser herauslugt, und wenn es schon so ist, dann kannst du ihn auch berühren, hab keine Angst davor. Des Weiteren, nicht weniger wesentlich, kannst du auch Gottes Finger berühren, da prangt er in der Mitte der Stadt, na gut, in der Mitte der Bucht, *Dedo de Deus*, der Berg, Gottes Finger zeigt permanent nach oben, ein riesiger Zeigefinger, er zeigt an, falls du es nicht wissen solltest, wo der Herrgott (*ich*) wohnt, ja, so ein gottvoller Ort ist das, man würde es gar nicht annehmen, aber so ist es, es kommt bei ihnen nur von innen heraus, sie legen keinen Wert auf Formalitäten. So sehr, dass du hier, wenn du willst, sogar Gottes Schwanz berühren kannst, in dieser Gegend ist er samtig, seidig, golden braun, mit den Federn des Arara und des Tukans verziert, die Farben fressen sich in deine Haut, deine Poren, bleiben auf deinen Fingern, unabwaschbar, vergebens reibst du mit Benzin daran herum oder mit Alkohol, nur Salzsäure würde helfen, wenn sie helfen würde. Des Weiteren kannst du die Stelle von Gottes Weisheitszahn betasten, du betrittst eine blaue Grotte, lässt deine Finger über die Steine laufen, die sich wie Zähne anfühlen, und auf einmal, ganz

am Ende, findest du ein ziemliches Loch, einen permanenten Mangel, na, an dieser Stelle, sagt man hier, saß der Weisheitszahn des lieben Gottes, aber, frage ich mit allem Respekt, was wird jetzt aus euch, wenn man Gott den Weisheitszahn gezogen hat, wer wird euch nun in seiner unendlichen Weisheit anleiten, andererseits allerdings, wenn ich es recht bedenke, ist es besser so, denn etwas Schlimmeres als einen schmerzenden, faulen Weisheitszahn gibt es überhaupt nicht, das raubt einem Tag und Nacht, und man kann nicht mal eine Fahrkarte für den Überlandbus erlösen, geschweige denn die Welt, und somit ist ein von Zahnschmerzen befreiter Gott zu wahren Wundern fähig, wenn ihn der Zahn nicht schmerzt, kann er jedweden anderen Schmerz auf sich nehmen, auch rückwirkend, und die Stelle so eines fehlenden Zahns ist auch noch zu anderen Wundern fähig, zum Beispiel, als man dir deinen wackeligen Milchzahn gezogen hatte, wachtest du mitten in der Nacht auf, weil das Laken sich feucht und klebrig anfühlte, du hast das Nachttischlämpchen angemacht und gesehen, dass alles voller Blut war, der Kissenbezug, das Laken, dein Pyjama, man brachte dich erschrocken zum Zahnarzt, er möge nachschauen, woher all dieses Blut aus so einem kleinen Kind, und der sah dich nur ernst an, mitten hinein in die Augen, und fragte mit einer Stimme, die keine Lügen zuließ, ob du wohl noch am Daumen lutschtest, du sahst ihn erschrocken an (du wusstest, du warst schon zu alt dafür, und bis dahin konnte man dich mit keiner Methode dazu bringen, dass du diese fatal addictive Quelle des Genusses aufgabst), schließlich nicktest du, wie jemand, der unter dem Druck der Umstände einbricht, weil ihm nichts anders mehr übrig bleibt, dann wird es so lange bluten, sagte der Zahndoktor mit gleichmäßiger, ruhiger Stimme, so lange du an dem Loch saugst, verstehst du, meine Hübsche? Ich sog und lutschte ab da nicht mehr, noch nicht einmal, als ich darum gebeten wurde, und, was Wunder, die Blutung hörte auf, der Himmel klarte auf, und ein doppelter Regenbogen erschien am Firmament.

Nun, wenn du das auch hast, dann kannst du noch ein wenig schmecken und horchen, zum Beispiel kannst du am Meerwasser lecken, ob es salzig genug ist, denn für dich ist nie etwas salzig genug, weil das Einzige, das salzig genug war, das Meer war, aber das hat man dir weggenommen (habe *ich* dir weggenommen), und seitdem ist irgendwie alles so geschmacklos, du salzt blind, zur größten Trauer der Hausfrauen, Schwiegermütter, Gastwirte und Köche, nicht zu bremsen, solange noch was ist im Salzfass, aber irgendwie ist nicht einmal mehr das Salz salzig genug, allein im Toten Meer warst du vorübergehend befriedigt, für einen kurzen Nachmittag, als das pure Salz deinen Körper so umschmeichelte, dass er auf der Oberfläche des Wassers schwebte wie eine anthropomorphe Luftmatratze, ja, das war ein klein bisschen gut, dann ging es vorbei, wer weiß, ob es jemals da war. Außerdem kannst du die Wahrsagerin von Bahia lecken, damit sie dir endlich etwas Günstigeres wahrsagt, sonst kannst du für nichts garantieren, du bist bereit, einen ganzen Vormittag dafür zu opfern, Hauptsache, sie fühlt sich wohl, vielleicht bekommt sie davon endlich ihre positive Vision, mit denen musst du so umgehen, so lange nicht loslassen, bis sie darum bittet, dass du aufhörst, weil sie nicht mehr kann, und sie verspricht, dass ab nun alles gut wird, alles wird gut, die Zukunft, die Gegenwart, sie verspricht alles, wenn du nur dieses eine Mal aufhörst, woraufhin du gnadenvoll, nach einem letzten nach Kokosalge schmeckenden Schlecker die folgenden Worte murmelst: *oxalá, saravá, oxô* und die in Weiß gekleidete, vielberockte schwarze Hexe ihres Weges ziehen lässt, aber nicht, bevor sie nicht eine ganz und gar unerwartete, glückliche Wendung des Schicksals vorausgesagt hat. Dazu kannst du, wenn du noch die Muße hast, dem Neujahrsopfer am Meer zuhören, auf dem nächtlichen Sandufer brennen Kerzen, so weit das Auge reicht, man schiebt winzige Boote mit Geschenken, Blumen, Kerzen ins Wasser, hoffend, dass Iemanjá, die eitle Göttin des Meeres, ihre Gaben annimmt, ihre Gesänge erhört, die es zu den Geschenken noch dazugibt, vielleicht wird sie nach alldem aus einer guten Laune heraus die Wellen besänftigen und nach keinen weiteren Opfern verlangen. Leise tönen die Trommeln, wie nebenbei. Auch das Lied tönt, leise, hoffnungsvoll. Du aber schweige nur und beobachte.

Und wenn du endlich auch das hast, packst du fein deine Siebensachen, mein Kind, drehst dich auf dem Absatz um und kommst hierher, kommst, kommst, du schaust dich nicht um, ich sage, du schaust dich *nicht* um, du überquerst hübsch die großen, nebligen Gewässer, an der Shell-Tankstelle biegst du links ab, an der Grenze leugnest du, dass du Devisen dabei hast, danach gefragt antwortest du, du erinnerst dich nicht mehr daran, wo du warst, und was du mit dem Ganzen zu schaffen hast, dass das ganz bestimmt ein Irrtum ist, du musst deine kranke Großmutter besuchen, deswegen ist dein Körbchen voll mit Toblerone und Sardellenpaste, und frag sie ruhig, warum sie denn so ein großes Maul haben, davon kommen sie immer durcheinander und lassen dich laufen. Vertrau mir, ich weiß, wovon ich rede. Keine Widerworte. Du gehst sehr wohl zurück, ich befehle es dir. Du musst endlich in deine Kleider hineinwachsen.

Das Kind wird schon hereinwachsen, sprach der Herr.
Keine Widerworte.

Was fällt dir zu den folgenden Ortsnamen ein: New York, Hawaii, San Francisco? Beschreibe es mit deinen eigenen Worten!

Werken

Self-help

oder die Macht des Nohau

Kinder, sagte Frau Tenkes, die Wege des Herrn sind unergründlich. Doch die konkreten Situationen und das, was man in den konkreten Situationen konkret zu tun hat, kann man sehr wohl ergründen. Ihr müsst euch immer helfen können, doch dazu muss man erst etwas erwerben, und zwar das dafür nötige Wissen. *Denn für alles gibt's 'ne Lösung, hat man das nötige Nohau.* Selbstverständlich wusste keiner von uns, was dieses Nohau ist, aber keiner traute sich zu fragen. Das Wort hatte eine so starke, geheimnisvolle Ausstrahlung, dass es vielleicht keine Überraschung ist, wenn ich verrate, dass es zum Wahlspruch unserer Klasse geworden ist. Wir begrüßten uns mit Nohau auf den Fluren, auf dem Hof, auf der Straße, in der Straßenbahn, beim Bäcker, beim Fleischer. Frau Tenkes wurde zu unserer Heldin. Wir nannten sie die Kapitänin vom Tenkeschberg, woraufhin sie nachgiebig und verschwörerisch lächelte. Es war (fast) alles erlaubt, wenn wir bereit waren, uns das Nohau anzueignen. Wer sich dabei träge oder nachlässig zeigte, den verachteten wir und schlossen ihn aus. Die Aneignung des Nohaus wurde zu einer Sache der Ehre, und wer das mit seinem Verhalten untergrub, gehörte nicht weiter der Herde an. Und so warteten wir jede Woche gierig auf die neueste Verkündung von Seiten Frau Tenkes', die wir in unsere in indigofarbenes Papier gebundenen linierten Hefte notierten. Nachdem sie den Stoff herübergebracht hatte, verstummte Frau Tenkes unvermittelt, nahm aus einer Plastiktüte ihr Strickzeug hervor und verbrachte den Rest der Stunde damit, still vor sich hin zu stricken. Wer wollte, konnte sich auch das aneignen, aber das war bereits eine frei wählbare Aufgabe. Wer das nicht wollte, saß still an seinem Platz und sann über das Gehörte nach, bis es klingelte. Hiermit veröffentliche ich den wertvollen Inhalt des Hefts, das ich aufgehoben habe, ab nun sei das Nohau auch eures.

1 Solltet ihr plötzlich auf einen Wasserfall zutreiben, ist Folgendes zu tun:

Holt tief Luft, unmittelbar bevor ihr über den Rand kippt.

Während ihr in der Luft seid, werdet ihr nicht viel Einfluss auf die Ereignisse ausüben können, damit müsst ihr euch abfinden, die Gravitation ist ein großer Herr, und das Wasser kann tief sein.

Man muss mit den Beinen voran springen, eine Kerze, dass bloß niemandem einfällt, einen Kopfsprung zu versuchen oder irgendeine andere Eselei, was ihr sonst so macht. Die Beine sind fest geschlossen zu halten. Spring so weit nach vorne, weg vom Wasserfall, wie es menschlich nur möglich ist.

Die Arme verschlingt über dem Kopf, um ihn zu schützen, schließlich ist es, wenn der Kopf verletzt ist, aus mit dem Nohau.

Fangt sofort zu schwimmen an, wenn ihr am Fuß des Wasserfalls angekommen und in die Wassermassen eingetaucht seid. Fangt zu schwimmen an, noch bevor ihr wieder an die Oberfläche kommt, denn das Schwimmen wird das weitere Absinken verlangsamen. Schwimmt, was eure Lungen hergeben. Schwimmt wie der Vogel in der Luft. Schwimmt wie's Vieh. Schwimmt, meine Süßen, schwimmt.

Um Missverständnisse zu vermeiden: schwimmt nach unten, mit der Strömung, weg vom Wasserfall. Ich weiß, es gibt immer welche, die versuchen zu schlaumeiern, hinter den Wasserfall zu schwimmen, um nachzuschauen, was da ist, also, da ist gar nichts Sehenswertes, mein lieber Junge, nur riesig große Steine,

an denen du dir deinen süßen kleinen Schädel schön blutig zermanschst. So.

2 Wenn es den Anschein hat, als käme gleich der Tsunami, ist Folgendes zu tun:

Zuallererst überzeugt euch davon, dass ihr das Phänomen nicht mit den Bewegungen von Ebbe und Flut verwechselt. Überzeugt euch, dass ihr es nicht mit den Bewegungen von Sternen und Planeten verwechselt. Überzeugt euch davon, dass nicht eure Augen euch einen Streich spielen oder eure kleine Seele aufgewühlt ist. Ich weiß, eine kleine Seele kann nicht groß aufgewühlt sein, es ist dennoch wichtig, das große Aufgewühltsein der kleinen Seele nicht mit einem Tsunami zu verwechseln. Man muss Unterschiede machen können. Man muss distinguieren. Man muss wissen, was die Stunde geschlagen hat. [Berechnet, was die Stunde geschlagen hat!] Schließlich, bevor ihr irgendetwas tut, überzeugt euch davon, dass in der Küche das Gas abgestellt ist, denn später, wenn der Tsunami kommt, werdet ihr keine Gelegenheit mehr haben, zurückzugehen und es nachzuprüfen, und während des ganzen Tsunamis wird es an euren kleinen Nerven sägen, ob ihr es abgestellt habt oder nicht, das nennt man Zwangsneurose, und das ist genauso schlimm wie ein mittlerer Tsunami.

Also: wenn ihr seht, dass die Wassermassen sich nicht in die Richtung bewegen, in die sie sollten (schaut nach, wohin sie sollten!), zum Beispiel, wenn ihr seht, dass die Wassermassen an den Rändern plötzlich abfallen, während sie sich in der Mitte wie ein Hahnenkamm auftürmen und mit vollem Karacho auf das Ufer zuhalten wie ein durchgegangenes Rhinoceros, das sich während eines Angriffs nicht umdrehen kann, *aber es will auch nicht* (siehe Jenő Cholnokys unsterblichen Opus *Afrika*), wenn ihr euch, wie das sprichwörtlich gut vorbereitete englische Schulmädchen (*be prepared!*), überzeugt habt, dass die Erwachsenen mit keiner Wimper zucken, beziehungsweise gar nicht wissen, was sie da sehen, denn das letzte Mal kam so etwas vor 400 Jahren vor, wenn ihr also seht, dass es keine andere Lösung gibt, als euch auf euer eigenes Nohau zu stützen, dann habt ihr Folgendes zu tun:

Ihr rennt am Ufer entlang und schreit in die Ohren der krebsrot im Sand mattenden fetten Badegäste: »Junge Frau, junger Mann, stehen Sie bitte auf, der Tsunami kommt«, ihr wundert euch kein bisschen, dass keiner aufsteht, sondern im Gegenteil, alle weiter matten und einen weiteren Cocktail an der Bar bestellen, und ihr werdet wie eine freche kleine Stechfliege verscheucht mit dem üblichen Text von wegen kann man nicht mal hier seine Ruhe haben, dann habt ihr zwei Wahlmöglichkeiten. Entweder:

a) ihr setzt euren Weg fort, immer weiter hinein, ins Binnenland, bis ihr an eine Weggabelung kommt, aber ihr, im Besitz des Nohau, wisst ganz genau, welchen Weg man nehmen muss, im Moment fällt es mir nicht ein, aber bis zum Ende der Stunde mit Sicherheit, erinnert mich später daran, ihr geht also weiter auf dem ausgewählten Weg und schaut nicht zurück, bis ihr an den Fuß eines unwirklich hohen Berges kommt, dort sucht ihr nach dem nächstgelegenen Skilift und fahrt schön hoch zum Gipfel, den Sonne und Wind nicht bedrohn, wo euch mit einem Mal klar wird, dass euer stilles Herz nicht mehr brennt, keine neue Leidenschaft nagt an ihm, was euch vorübergehend mit einer bodenlosen Melancholie überflutet, aber glaubt mir, das wird sehr gut sein, und der Tsunami wird sehen, dass man hier nichts machen kann, man muss sich fein zurückscheren, wo man hergekommen ist, und daraufhin geht er, sehet das Wunder, tatsächlich zurück, Schwanz und Schaum eingekniffen, was ihm schon ein wenig unangenehm sein dürfte, wenn er sich schon so hochgepumpt hat, und dann gelingt es ihm nicht, das ganze Land dem Wasser gleichzumachen, und dann taucht plötzlich der doppelte Regenbogen auf und die Tiere können endlich die Arche verlassen; oder

b) ihr nehmt euch das Surfboard und paddelt seitwärts so weit hinaus, bis ihr die Höhe erreicht habt, wo die

Welle zu brechen beginnt, aber noch nicht angefangen hat, die Schlaufe nach unten zu machen, ihr dreht euch in Fahrtrichtung, und wenn der Kamm schon ziemlich herunterhängt und die Form eines gischtigen Rohrsystems annimmt, dann stellt ihr euch ins Rohr und reitet, ohne Rücksicht auf die Müdigkeit, ihr reitet in der Nacht, ihr reitet am Tag, und wenn ihr Cleveland hinter euch gelassen habt, dann biegt ihr links ab, und von da aus, *you can't miss it*, wie der Engländer sagt, man kann es nicht mehr verfehlen. Und dann: Friss meine Shorts, Tsunami!

3 Wenn du das Gefühl hast, der Strudel zieht dich hinab, ist Folgendes zu tun:

Du lässt zu, dass er dich nach unten zieht, so tief das Aas es nur will, du tust so, als würde dich all das überhaupt nicht interessieren, du schlägst nicht um dich, du hampelst nicht herum, versuchst nicht, Widerstand zu leisten, bewegst dich nicht hin und her und machst dich damit endgültig lächerlich und verrätst zugleich, wie fürchterlich ausgeliefert und einsam du bist, sondern schraubst dich schön spiralförmig, wie eine Schnecke, nach unten, immer tiefer, und dabei kannst du dir in Ruhe ausmalen:

was gewesen wäre, wenn du Csabi Füzess damals nicht mit einem Zirkel das Auge ausgestochen hättest, wenn du Physik gelernt hättest, wie der Bandi Hamza, und jetzt wissen würdest, was zum Henker hier vorgeht, wenn du nicht die ganze Klasse eingeladen hättest, während Mamapapa in Gstaad Ski fahren waren und wenn ihr nicht Vatis ganzen Whisky gesoffen hättet, von dem ihr gruppenweise auf den Perserteppich gekotzt habt, wenn du der gemeinen Frau Bauer im Treppenhaus kein Bein gestellt hättest und ihr nicht gesagt hättest, das Beste wäre gewesen, wenn Sie in Auschwitz geblieben wären (natürlich wusstest du damals noch nicht, was das ist), wenn du der Ildi Tóth gestanden hättest, dass du so ein schönes Mädchen in deinem ganzen Leben noch nicht gesehen hast, dass dir der Atem stockt, wenn sie nur den Klassenraum betritt, dass du alles für sie tun würdest, du würdest selbst deine Hirschkäfer-Sammlung mit Freude hergeben, wenn sie dich nur eines einzigen freundlichen Wortes würdig fände, anstatt dass du ihr jeden Tag das Heft zerkritzelst, ihre Jause klaust und dir die ausgewähltesten Gemeinheiten gegen sie ausdenkst, damit sie dich wenigstens hasst, wenn sie dich schon nicht liebt, und was gewesen wäre, wenn du nicht dem Onkel hinterhergegangen wärst, der dir vor dem Unterricht irgendeine Briefmarke gegeben hatte, du mögest sie dir auf die Zunge legen, und was ihr danach jeden Tag wiederholtet, denn es war gut, sehr gut, so lange, bis er gesagt hat, ab jetzt gibt er es nur noch für Geld her, aber das hattest du nicht, und deswegen musste man welches besorgen, um jeden Preis, und der Preis wurde dann ziemlich hoch, man musste viel auf der Straße frieren mit heruntergezogener Hose und das eklige Schmatzen ertragen, aber danach hat es sich gelohnt, und was gewesen wäre, wenn du gar nicht erst geboren worden wärst, und ob es dann besser gewesen wäre, beziehungsweise, ob es besser gewesen wäre, wenn du nicht als Jude geboren worden wärst und man dich nicht ständig Jude in der Klasse nennen würde, dabei weißt du nicht mal, was das ist, du hörst nur aus ihrem Tonfall heraus, dass es was Brenzliges ist;

all das kannst du dir in Ruhe zu Ende überlegen, während der Strudel dich hinunterzieht, und wenn du das Gefühl hast, es gibt nichts mehr, was man noch zu Ende überlegen müsste, und die Luft langsam knapp wird, und außerdem bist du auf dem Grund des Flusses angelangt, und deine nackten Füße berühren den zähen Schlamm, nun, dann, meine Kinderlein, fliegt ihr mit einem Mal, husch!, hinauf, wie die *Rakete*, in derselben Spirale wie nach unten, ihr werdet den Druckunterschied in den Ohren spüren, dafür haltet immer ein kleines Bonbon in den Taschen bereit, und dann, ohne dass ihr irgendetwas zur Verbesserung eurer Situation getan hättet, werdet ihr plötzlich wieder auf der Wasseroberfläche sein, die Luft wird explosionsartig in eure Nasenlöcher eindringen, in die Lungen, in Begleitung von etwas Wasser, wovon ihr zwar husten und prusten

werdet, doch ihr werdet euch wieder im golden blitzenden, sonnenbestrahlten Sommernachmittag wiederfinden, und das Ganze wird euch nur mehr wie ein böser Traum erscheinen.

4 Wenn du den Eindruck hast, dein Ehemann ist dabei, mit einem Schürhaken Wildragout aus dir zu machen, ist Folgendes zu tun:

Du nimmst ruhig, ohne Hektik, deine Schminkutensilien hervor und applizierst dein Revlon Eyeshadow [*Grosses bises*], trägst Mascara auf [*Cover Girl, Fantastic Lash, waterproof*], puderst Gesicht und Stirn ab, damit es nicht leuchtet wie Salamons Hintern, trägst den Lippenstift auf [*Prescriptives, Ultra-chic/13*], reibst einen Tropfen Chanel Numero 5 hinter die Ohren, toupierst dir ein wenig die Haare und tätschelst die Frisur mit ein paar sanften Handbewegungen von hinten, wie ein Kätzchen, damit sie ihre endgültige Form erhält, schlüpfst in das atemberaubend süße kleine Schantung-Kostüm, das dir gelungen ist beim Frühjahrsschlussverkauf zu ergattern, die Farbe des Kostüms passt irre gut zu der Farbe deiner Augen und deines Haars, du wirfst einen Blick in dein Ridikül, ob du auch alles dabei hast (Schlüssel, Fahrkarte, Testament), schließlich drehst du dich in der Tür noch einmal ruhig zurück und sagst Folgendes zu deinem Gatten:

»Liebling, ich würde den Rest des Abends gerne mit dir verbringen, doch leider muss ich gehen, denn ich bin mit jenem jungen Mann verabredet, der neulich, als ich schon seit Stunden auf den verdammten Sechser-Bus gewartet habe, auf einmal vorgefahren kam mit seinem feuerroten Sportcabrio und freundlich fragte: ›Kann ich Sie irgendwohin mitnehmen, gnädige Frau?‹ Woraufhin ich, die törichte Loserin, die ich bin, sagte: ›Vielen Dank, aber ich habe es sehr eilig.‹ Jetzt allerdings habe ich Zeit, wir haben die ganze Nacht vor uns. Die Kutteln stehen auf dem Rechaud, mein Teuerster, du musst sie nur warm machen. Baba. Wenn mich jemand sucht, ich bin ficken gegangen.«

Hernach eilst du festen, jedoch nicht hektischen Schritts hinaus in den Hausflur, läufst im Zickzack die Treppen hinunter und beim Tor hinaus, hinein in die weiche Nacht voller Mondenschein.

Den Rest überlasse ich euch, jeder nach seinem Temperament.

*

(Hier reißen meine Aufzeichnungen leider ab, denn nach dieser Stunde kam Frau Tenkes nicht mehr in die Schule. Für uns war das ein furchtbarer Schlag. Wir hatten unsere Heldin verloren, unsere Führerin, unsere Wegweiserin. Und, vor allen Dingen, wir konnten es uns nicht erklären. Wir versuchten, uns nach ihr zu erkundigen, aber wir bekamen nur ausweichende, nebulöse Antworten. Dann fiel mir etwas ein, das einst Frau Tenkes im Unterricht gesagt hatte, dass das Wissen, die Fähigkeit, das Nohau weiterzugeben, die eine Sache ist und die Fähigkeit, es anzuwenden, eine andere, und dass dieser Unterschied es ist, der über unser Leben bestimmen wird. Und, wer weiß warum, mir kam der betrübte Gedanke, dass er wohl auch über unseren Tod bestimmt.)

Madame de Merteuil schüttelt sich

»Besondere Gründe und Rücksichten, die zu achten wir uns stets zur Pflicht machen, zwingen uns hier einzuhalten. Wir können zum gegenwärtigen Zeitpunkt dem Leser weder die Folge der Abenteuer von Mademoiselle de Volanges berichten, noch die finsternen Ereignisse, die das Unglück von Madame de Merteuil übervoll gemacht oder ihre Bestrafung vollendet haben. Vielleicht wird es uns eines Tages gestattet, dieses Werk zu vervollständigen, aber wir können in dieser Hinsicht keine Verpflichtung dafür übernehmen ...«
(Choderlos de Laclos, *Gefährliche Liebschaften*, 1784)

Die Fortsetzung des Briefwechsels geben wir, dem Prinzip der früheren Ausgabe folgend, redigiert wieder, unter Weglassen der unwesentlichen Teile. Für die vollständige Dokumentation wenden Sie sich an das Archiv auf Echelon.org.

176. Brief

Date: 4 April, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »kueken« <kueken@ivf.com>

Kükchen, macht keinen Scheiß! Wenn nicht jedes Einzelne von euch schlüpft, tu ich etwas, wovon selbst dem Rhinoceros Valmont die Tränen kommen werden! Habt ihr gehört, jedes Einzelne, ohne Pardon!
Eure Mutter

177. Brief

Date: 10 April, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Meine Schönste! Malta ist gar nicht so ein schlechter Ort, und Danceny verhält sich weiterhin sehr nobel. Die Summe, die ich ihm an jenem verhängnisvollen Tag angeboten habe, hat anscheinend ihre Wirkung getan. Es war wirklich sehr anständig von Papa, mir so ein hübsches Vermögen zu hinterlassen, so kann ich wenigstens, sollte ich arg in Bedrängnis geraten, meine Mitmenschen damit erpressen. Aristokrat zu sein hat wirklich seine Vorteile, wenn man nur nicht an diesen fürchterlichen »Blue Blood International«-Treffen teilnehmen müsste, mir ist immer ganz schlecht davon.

Wie ist Amsterdam? Essen Sie nicht zu viel Käse! Aber im Ernst, Sie müssen jetzt auf sich achten, Sie dürfen ihre Gesundheit und Ihre Ruhe mit nichts gefährden. Diesmal muss es gelingen!!! Und dann führen wir die Welt nicht nur damit hinters Licht, dass ich, entgegen ihrem dummen Glauben, immer noch lebe und gedeihe, dank der großen Lüge des kleinen Danceny, sondern auch damit, dass ich mich sogar vermehre, und zwar interurban. Das ist nicht gerade eine kleine tour de force, und wie Sie wissen, lege ich Wert auf schöne Lösungen ...

Passen Sie auf sich auf, Verehrer sind wegzuscheuchen,
heiße Küsse,
V.
PS: Was haben sie gesagt, muss ich noch Material schicken?

178. Brief

Date: 10 April, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Verehrter Vicomte, Sie sind wirklich unerträglich. Von was für Verehrern schwatzen Sie, wer würde sich neben eine pockennarbig, einäugige Frau legen wollen? Sie necken mich, als wäre ich wirklich Ihre Geliebte – dabei, gestehen wir, *technisch* entspricht das nicht der Wirklichkeit. Es würde nicht schaden, wenn Sie sich vergegenwärtigten, dass Sie mich in Wahrheit noch nie bekommen haben, machen Sie sich also nichts vor. Und passen Sie auf, denn einmal werde ich noch ernsthaft böse, ich bin sowieso gerade in einer bissigen Stimmung. Das kommt von den Hormonen, nehme ich an, und ist mir auch sonst nicht fremd. Von den Hormonen fällt mir ein: meine Brüste sind ungefähr zu ihrer doppelten Größe angeschwollen, Sie würden es bestimmt sehr genießen (nämlich den Anblick, nicht wahr), aber mich ärgert das, sie sind mir ständig im Weg. Dabei ist noch gar nichts geschehen – was wird erst sein, wenn ein Ergebnis vorliegt? Ich mag gar nicht daran denken, aber was tut man nicht alles für den geheiligten Zweck, n'est-ce pas? Schließlich und endlich kann man mit 45 Jahren keine Wunder erwarten.

Amsterdam ist ein ruhiger Ort, gut für die Nerven, und das kann ich jetzt gut gebrauchen. Die Menschen sind freundlich (aber langweilig), und was das Wichtigste ist: sie kennen mich nicht, sie wissen nicht, wer ich bin. Was braucht man in meiner Lage mehr? Nun ... nach einer Weile begann ich Paris fürchterlich zu vermissen, die Soupers, die Bälle, die Oper, den Klatsch, die Intrigen. Um ehrlich zu sein, sterbe ich hier fast vor Langeweile. Aber ich weiß, ich muss geduldig sein, aber gerade das ist mir noch nie gut gelungen, und das wissen Sie, mein lieber Vicomte, am besten.

Außer mit den Küken kommuniziere ich mit kaum jemandem, nur mit Saskia, der Zuehfrau, die behauptet, eine Verwandte Rembrandts zu sein, das Mädel ist vollkommen verrückt. Ein Glück, dass es mir gelungen ist, wenigstens die Diamanten und ein bisschen Silber zu retten, so kann ich mir eine Zuehfrau halten, wenn schon meine kleine selbstbewusste Magd keine weitere Schicksalsgemeinschaft mit mir eingehen wollte. Großartig, nicht?, dass Dienstboten über einen richten ...

Um Ihre Frage zu beantworten, vorerst besteht kein Bedarf an einer neuen Sendung, ein Teil der letzten wurde nämlich eingefroren. Die anderen behalten Sie lieber für schlechte Zeiten ... oder (wie ich Sie kenne) tun Sie damit, was sie wollen, aber vergessen Sie nicht die notwendigen Vorkehrungen zu treffen! Das ist ein Befehl.

M.

179. Brief

Date: 11 April, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Teuerste, wie können Sie so etwas sagen? Sie werden immer meine Schönste sein, ich würde selbst in dem Grün Ihres einen verbliebenen Auges mit Leichtigkeit versinken. Möge das üble Schicksal bringen, was es mag – davon haben Sie in letzter Zeit reichlich erhalten –, Sie bleiben für mich immer die, die Sie waren: meine unerträgliche, unausstehliche, bis ins Mark verdorbene, aufregende, anziehende und unverzichtbare andere Hälfte. Ohne Sie ist mein Leben keinen Pfifferling wert, wenn ich mich nicht nach Ihnen verzehren kann, wenn ich bei niemandem prahlen kann, aufschneiden kann, angeben kann mit meinen krummen Touren, wenn es niemanden gibt, von dem ich eine würdige Herausforderung bekomme, und wenn niemand da ist, der mich rügt, und zwar so, dass ich das auch ernst nehme und es mich schmerzt – wozu sollte ich dann leben und vor allem: für wen?

Ich passe selbstverständlich auf, und mein Schutz sei du selbst, oh, meine Göttin (na gut, ich benutze auch noch was anderes). :))

Danceny lässt Sie grüßen,

und ich bete Sie an, unerschütterlich,

V.

PS: Gestern waren wir bei einer Weinverkostung, der Ritterorden hatte es organisiert; die Weine hier sind ganz erträglich.

180. Brief

Date: 15 April, 2001

From: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Teure Madame!

Verzeihen Sie, dass ich mich so lange nicht gemeldet und damit den Anschein erweckt habe, ich hätte mich auf die Seite derer geschlagen, die Sie so schändlich verurteilt, ausgeschlossen und Ihres Besitzes beraubt haben. Ich habe zwar von allem gehört, doch in dem Kloster, in das ich mich, wie Sie wissen, nach den Ereignissen zurückzog, hatte ich keine Gelegenheit zu schreiben. Von meiner Seite habe ich jenem übelwollenden Klatsch niemals Glauben geschenkt, der über Sie verbreitet wurde und der Grund für Ihren Niedergang war. Ich habe gehört, Sie haben ins Ausland flüchten müssen und Ihre Familie habe Sie verdammt und enterbt. Furchtbare Dinge sind das, ich versichere Sie, wenn auch verspätet, meines aufrichtigen Mitgefühls. Ich habe auch vom grässlichen Tod des Vicomte Valmont gehört – was mich besonders betrübt, denn trotz allem ist er ein besonderer Mann mit außergewöhnlichen Fähigkeiten – und davon, dass Danceny angeblich nach Malta gereist ist. Ich wünsche mir sehnlichst, Nachricht von Ihnen zu erhalten. Erzählen Sie mir, wie Sie leben und ob die Nachrichten wahr sind.

Über mich selbst nur so viel, dass ich das Kloster verlassen habe, ja, sogar Frankreich selbst, und nach Amerika emigriert bin, um ein neues Leben anzufangen. Dieses Land hatte immer die große Anziehungskraft, dass die Einwanderer ihre unerwünschte Vergangenheit, ihre Geschichte in der alten Heimat lassen, und als

neuer Mensch, als neue Persönlichkeit ein neues Schicksal zimmern konnten. Nach einigen Monaten der Unsicherheit und der Unbill ist es mir gelungen, eine hervorragende Stelle zu finden bei einer internationalen Buchprüfungsfirma von sehr gutem Ruf (Kantor & Kennedy), für die Arbeit qualifiziert mich die Schule, die ich vor dem Kloster besucht habe. So lebe ich also jetzt in New York, ich habe eine nette kleine Wohnung im Greenwich Village und einen freundlichen Hund. Ich genieße das Singledasein, und ich gestehe, meine Familie fehlt mir nicht im Geringsten. Wie Sie wissen, herrschte meine Mutter mit einem fürchterlichen seelischen Terror über mich, und ich bin glücklich, dass es mir gelungen ist, mich davon zu befreien. Endlich lebe ich mein eigenes Leben, und es wird das sein, wozu ich es mache. Das Wissen darum macht mich glücklich. Ich bitte Sie, schreiben Sie so schnell wie möglich, wenn Sie mir nicht zu gram sind, dass ich mich bis jetzt nicht gemeldet habe.

Es grüßt Sie in alter Liebe,
Cécile (oder, wie Sie mich früher nannten: Cillie)

PS: Machen Sie sich keine Sorgen, Ihre E-Mail-Adresse ist weiterhin geheim, aber ich habe hier einen Freund, der bei einer gewissen Firma arbeitet, bei der man die geheimen Adressen im Web knacken kann; er schuldete mir einen Gefallen. Ich hoffe, Sie sind mir deswegen nicht böse.

181. Brief

Date: 16 April, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Valmont, mein Teurer, Sie erraten nicht, wer mir geschrieben hat – die Cillie, ja unsere frömmelnde, dümmliche, linkische kleine Cillie! (Ihr Brief im Anhang.) Gut, oder? Ich war nur deswegen einen Tag lang total, aber wirklich total außer mir, dass sie meine geheime E-Mail-Adresse so leicht hat herausbekommen können. Das gibt einem doch so manchen Grund zur Paranoia, oder? Das ist doch ein Wahnsinn, oder nicht? Das ist doch unglaublich, oder nicht? Davon kann man schon mal die Nerven verlieren, nicht?

Unsere kleine Cillie ist, wie es scheint, nicht mehr frömmelnd, nicht mehr dümmlich und überhaupt nicht mehr linkisch. Im Gegenteil. Sie weiß sehr wohl, wie sie sich verkaufen muss. Ich wünschte, ich hätte eine Stellung wie sie. Obwohl, wer will schon in Anstellung sein, das ist so eine ordinäre Sache. Gott möge mich davor bewahren, dass ich zu so etwas gezwungen werde. Verzeihung, ich weiß, ich soll den lieben Gott in Ruhe lassen, was habe ich schon mit ihm zu schaffen. Das ist nur so bildlich gesprochen, Liebster, regen Sie sich nicht auf. Was heißt schon zum Kuckuck damit. Oder, dass jemand so blöd ist wie mein Arsch zur Kirmes. Oder, wie man sich bettet, so liegt man. Na, darüber könnte ich erzählen.

Ansonsten geht's mir gut, die Küken duseln. Nächste Woche Kontrolle.

M.

182. Brief

Date: 17 April, 2001

From: : »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

Teure Cécile, meine süße kleine Cillie!

Was für eine Überraschung!! Mehr noch, was für eine angenehme, freudige Überraschung! Ich habe wirklich nicht mehr gehofft, jemals wieder von dir zu hören, zum einen wegen des Klosters, zum anderen dachte ich, ich gestehe es, in der Tat, dass du, wenn du von den Ereignissen hörst, die Meinung der anderen vielleicht teilst. Aber ich hätte wissen müssen, dass du nicht mit dem Strom schwimmst, dass meine kleine Cillie ihren eigenen Verstand hat! Und was für eine kluge Entscheidung war es auch, nach Amerika zu gehen, ich kann dir nur gratulieren.

Was die Nachrichten anbelangt: Danceny ist tatsächlich nach Malta gefahren, und es wird dich freuen zu hören, dass es ihm gut geht und er in den Ritterorden eingetreten ist. Man möchte denken, so etwas sei heutzutage aus der Mode gekommen, aber nein, es scheint, es ist eine sehr praktische Sache, so eine Institution aufrechtzuerhalten, solange sie von verschiedenen karitativen Organisationen Geld en masse bekommen. Die andere Hälfte deiner Frage ist schon kniffliger, da es sich um ein Geheimnis höchster Güte handelt. Doch unsere alte Freundschaft ist mir Garant, dass du das Geheimnis bewahren wirst (so wie du auch meine E-Mail-Adresse niemandem verrätst, *nicht wahr?!*). Es tut auch mir gut, wenn ich mit jemandem darüber reden (das heißt schreiben) kann, denn das erzwungene Schweigen macht mich schon ganz blöd im Kopf (mich, deren Lebenselixier der Klatsch ist, das Querulieren und so weiter). Mit einem Wort, Valmont lebt! Mehr noch, mit Dancenys Hilfe ist er heimlich nach Malta geflohen. Zusammen konnten wir nicht reisen, das wäre zu auffällig gewesen, so dass sie beide nun dort sind und ich es hier versuche auszusitzen, dass der Sturm über uns hinwegzieht. »Wir tauchen unter und sitzen es aus«, wie das der ungarische Graf, wie war noch mal sein Name, zu sagen pflegte, jedes Mal, wenn er einen weiteren großen Teil des Familienvermögens verspielt hatte. Er war schon ein süßer Fratz, wenngleich im Bett ein wenig konservativ. Es gibt auch noch ein anderes Geheimnis, aber über dieses möchte ich nun wirklich nicht schreiben, nicht, dass ich dir nicht vertraute, meine süße kleine Cillie, sondern weil ich mein gutes Glück nicht herausfordern will. Vielleicht kann ich es dir später verraten.

Schreibe mir, sooft du kannst, ich erwarte voller Freude deine weiteren Nachrichten.

Deine dich liebende Freundin

M.

183. Brief

Date: 18 April, 2001

From: »Ritter Danceny« <keanu@lovagrend.mt>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Mein Gott, Madame! Ist das möglich?! Meine kleine Cécile in Amerika?! Ich sage immer zu Valmont, die Wege der göttlichen Fürsorge sind unergründlich, aber er lacht immer über mich und sagt, von einer göttlichen Fürsorge wüsste er nichts, aber was da ist, ist wirklich ein großes Tohuwabohu. Wie kann man so leben? Ich bedaure den Armen. Sie haben mich mit Ihrem Brief unendlich glücklich gemacht, Valmont hat es mir gleich weitererzählt, der alte Fuchs hat das Herz doch am rechten Fleck, auch wenn einige behaupten, er hätte

überhaupt keins. Wie kann man so etwas überhaupt über jemanden sagen, was für eine hässliche, unchristliche Sache! Ich habe Cécile längst alles verziehen und von nun an ist es mein einziger Wunsch, sie wiederzusehen.

Sehnsüchtig warte ich auf weitere Nachrichten über die kleine Fee, und selbstverständlich auch von Ihnen, teure Madame,
Heiße Handküsse,
Danceney

184. Brief

Date: 23 April, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Kueken« <kueken@ivf.com>

Aufgepasst, Küken, es geht zur Kontrolle! Ich hoffe, es ist einem jeden klar, dass das der fünfte Versuch war, rien ne va plus? Also, jetzt oder nie, haben wir uns verstanden? Jeder schaut zu, dass ein jeder sein Bestes gibt! Haltet euch gerade. Du auch da hinten, roter Pullover! Fahne von rechts.

Küsschen,
Mami

185. Brief

Date: 24 April, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

The eagle has landed!

186. Brief

Date: 25 April, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Ach, meine Teuerste, ich weiß, ich müsste wissen, was das bedeutet, aber ich weiß es nicht. Ich habe es vergessen. Mein Verstand ist eben auch nicht mehr der alte. Bitte nicht ausrasten!
V.

187. Brief

Date: 25 April, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Du Pejorativsuffix, du Bermudadreieck, du schwarzes Loch, du sehrsehrsehr Dummer, du geistig Minderbemittelter, du Medusenbruder, du schaumgebremster, du valiumlutschender Hasenkopf, du!!! Ich beobachte dich!!! Es bedeutet das, worin wir uns damals geeinigt haben – aber man soll eben schauen, mit wem man konspiriert – dass die Küken, alle drei, DASIND, ES GEHT IHNEN GUT, SIE WACHSEN UND GEDEIHEN!!! Was, für die geistig Schwächeren unter uns, so viel heißt wie, dass es endlich gelungen ist! Großer Himmel, ich hoffe, sie kommen nicht nach Ihnen, sonst muss man sie ins Heim geben. Na, jetzt kann man sich freuen. Perle aller Vicomtes.
M.

PS: Ich habe beschlossen, ein guter Mensch zu werden.

188. Brief

Date: 25 April, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Teuerste!
Dass Sie mich dumm nannten, schmerzte mich, das wäre nicht notwendig gewesen. Nichtsdestoweniger bin ich unendlich glücklich, ich wagte gar nicht mehr zu hoffen. Ich vergieße Tränen. Das ist seit vierzig Jahren nicht mehr vorgekommen, ein seltsames Gefühl. Zum Beispiel sind sie salzig. Nichtsdestoweniger hoffe ich, Ihre Aussage im PS ist nicht ernst gemeint. Das wäre eine so unendlich fade Wendung. Ich bitte Sie, geben Sie verstärkt Acht auf sich, denn von nun an sind wir zu fünft! (Ach, manchmal packt mich die Angst, war die Entscheidung nicht überstürzt getroffen?)
Ihr dankbarer, liebender, banger, dummer Vicomte

PS: Gestern waren wir bei einem Ritterturnier, organisiert vom Ritterorden, Danceny machte eine ganz gute Figur, nur am Ende blieb er mit einem Zahn an der Helmklappe hängen, der Zahn brach ab und fiel in den Staub. Ich habe ihm gesagt, lassen Sie ihn uns mitnehmen, vielleicht kann man ihn zurückapplizieren, aber er zuckte nur mit den Schultern. Er hat seinen Zahn einfach da liegen lassen. Seitdem er Nachricht vom Cillilein bekommen hat, schwebt er im siebenten Himmel, er interessiert sich für nichts anderes mehr. Mehr noch, er hat mehrfach erwähnt, dass er aus dem Ritterorden austritt und nach Amerika reist. Der Junge hat die Flöhe.

189. Brief

Date: 30 April, 2001

From: »Saskia Rembrandt« <saskia@spygames.com>

To: »Direction Centrale Police Judiciaire« <info@dcpj.fr>

Meine Herren!

Es ist mir noch nicht gelungen, beweiskräftige Daten über die Zielperson zu sammeln. Ihre Identität ist immer noch unsicher, aber ich habe eine Fährte. Ich bitte weiterhin um Ihre Geduld.

Mit kollegialem Gruß

D-305

190. Brief

Date: 15 May, 2001

From: »Ritter Danceny« <keanu@lovagrend.mt>

To: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

Teure, einzige kleine Cécile!

Seitdem wir Nachricht von Dir erhalten haben, kann ich kaum mehr schlafen. Meine schönen dunklen Augen, die du so sehr liebtest, sind von dunklen Schatten umgeben. (Leider ist auch mein Lächeln nicht mehr das alte, ich habe in der Zwischenzeit vorne einen Zahn verloren.) Ich kann an nichts anderes denken, nur daran, Dich so bald wie möglich zu sehen. Wenn Du es auch willst, lasse ich den Ritterorden sein und fliege zu Dir nach Amerika. Was sagst Du dazu? Du bist doch nicht böse, dass ich geschrieben habe? Du bist doch nicht böse, dass ich Dich liebe? Du bist doch nicht böse, dass ich mir einen Zahn abgebrochen habe? Ich weiß, in Amerika haben alle schöne Zähne, wenn Du willst, lasse ich ihn machen (obwohl es kein billiges Vergnügen ist). Du schreibst mir doch, meine einzige Liebe? Du liebst mich doch? Nicht wahr, nicht wahr?

Dein Sklave auf ewig,

Danceny (wenn Du Dich an den Träger dieses Namens überhaupt noch Erinnerst)

PS: Kantor & Kennedy, Donnerwetter, ich gratuliere, das Manna fließt reichlich, kann ich mir denken! Der Ritterorden zahlt leider ziemlich schlecht, dafür sind die Mensa und die Klamotten inklusive, und man wird auch zu Weinverkostungen mitgenommen.

191. Brief

Date: 20 May, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »kueken« <kueken@ivf.com>

Kükenchen, ist alles in Ordnung? Ich fühle mich so merkwürdig. Vielleicht ist es nur die Erkältung, die mir auf den Magen schlägt. Ich mache mir Sorgen.

Maman

192. Brief

Date: 25 May, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Mein lieber Vicomte, ich wollte Sie nicht unnötig aufregen (und ich weiß, wie sehr es sie graust vor Krankheiten des Körpers und der Seele), so habe ich also gewartet, bis das Ergebnis der nächsten Kontrolle vorlag. Seit einigen Tagen fühlte ich mich seltsam, und es erschienen verdächtige, bräunliche Flecken in der – na gut, ich gehe nicht ins Detail, ich weiß, dass Sie auch das hassen. Ich ahnte Schlimmes und meldete mich an für einen Ultraschall außer der Reihe, und das, was ich befürchtete, wurde bestätigt: Wir haben eines der Küken verloren, es piepst nicht mehr. So sind es nur mehr zwei, *and then there were two*, und wir sind nun zu viert. Ich bin am Boden zerstört. Das (etwas leichtfertig) vorgenommene Gutsein hindert mich nämlich daran, zu toben, ich kann meine Wut nicht loswerden. Ich glaube, ich gehe zu einer Analyse, so ist die Situation unhaltbar.

M.

193. Brief

Date: 25 May, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Teuerste, Schönste!

Ich bin verzweifelt, ich bin niedergeschmettert. Aber denken Sie daran, dass wir immer noch die anderen beiden Küken haben, darüber muss man sich freuen, *think positive*, wie es die dümmlichen Amis sagen. Ich wünschte, ich wäre bei Ihnen, ich könnte Sie persönlich trösten. Vielleicht würden Sie mich sogar in Ihr Bett lassen – ist ja gut, ich weiß, ich wollte Sie nur ein wenig aufheitern. Mit einem Wort, Kopf hoch, und wenn es sein muss, habe ich nichts dagegen, gehen Sie zur Analyse, ich übernehme die Finanzierung. Seien Gralsritter. Seien toller Typ. Seien stupsig stupsnäsiges Bärenjunges mit goldenem Herzen. Grämen Sie sich nicht, alles ist gut.

Ihr Sie liebender Spender

194. Brief

Date: 30 May, 2001

From: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

To: »Ritter Danceny« <keanu@lovagrend.mt>

Mein teurer kleiner Ritter!

Zwei Wochen lang kämpfte ich mit mir, ob ich deinen Brief beantworten sollte. Doch dann musste ich einsehen, dass ich die Antwort nicht mehr länger hinauszögern kann, denn mein Herz befiehlt es mir, zu antworten. Ja, ja, ja, tausend Mal ja: ich liebe dich, immer noch, wozu es leugnen. Doch ein Wiedersehen wäre vielleicht noch zu früh, ich brauche noch etwas Zeit, um alles zu verdauen, und ich brauche auch noch ein wenig Alleinsein, damit ich an meinem Arbeitsplatz Leistung erbringen kann, was nicht gerade wenig Kraftanstrengung erfordert, der Druck ist riesig, jeder will jeden überflügeln, um Mitarbeiter des Jahres zu werden. Ich denke, das verstehst du. Also wäre es meiner Meinung nach das Beste, wenn wir noch einige Monate warten würden und dann auf die Sache zurückkommen. Ich muss laufen, die Klienten warten. Es küsst dich eine Million Mal deine alte-neue Cécile

PS: Zahn machen lassen, so was mögen die hier wirklich nicht.

195. Brief

Date: 10 June, 2001

From: »Saskia Rembrandt« <saskia@spygames.com>

To: »Direction Centrale Police Judiciaire« <info@dcpj.fr>

Meine Herren!

Es ist mir gelungen, einige Stücke des gesuchten Silbers zu identifizieren, die Diamanten konnte ich bislang allerdings nicht finden. Die Identität der Person scheint immer sicherer zu sein.

Ich melde mich bald.

D-305

196. Brief

Date: 17 June, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Mein lieber Vicomte, ich bin unruhig. Saskia, meine Zugehfrau (Sie wissen, die mit der Rembrandt-Manie), verhält sich äußerst verdächtig. Beim Putzen des Silbers kneift sie merkwürdig die Augen zusammen. Und neuerdings fragt sie mich immer, ob ich denn als vornehme Dame nicht manchmal Diamanten trage. Natürlich sind die Diamanten in einem geheimen Safe versteckt. Es würde mir leid tun, mich von dem Mädchen zu trennen, denn sie putzt sehr gründlich, und es ist so schwer, einen guten Diensthofen zu finden. Besser, ich gehe von nun an mit noch größerer Vorsicht vor. Sie darf nicht mitbekommen, dass ich sie im Verdacht habe. M.

197. Brief

Date: 29 June, 2001

From: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Der erhöhte Stress und die nervliche Anspannung haben ihren Tribut gefordert: *and then there was one*. Ich will nicht ins Detail gehen, es wäre viel zu schmerzlich. Ich glaube, ich muss schleunigst von hier verschwinden, Saskia arbeitet wahrscheinlich für die französische Polizei. Wie konnte ich nur so dumm sein! Das Gutmenschsein hat mir den Verstand vernebelt. Im Interesse meiner eigenen Sicherheit und der des armen Einzelkinds muss ich ein neues Versteck finden. Macht nichts, ich hasse ihre dämlichen Windmühlen, und die Tulpe ist geradewegs ordinär.

M.

198. Brief

Date: 1 July, 2001

From: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Teure Freundin!

Obwohl Dein Brief (ich danke Dir für das angetragene Du) ausgesprochen Grund zur Besorgnis gibt, hast Du mich dennoch unendlich glücklich damit gemacht. Ich weiß zwar nicht, um was für unheilschwangere Umstände es sich handelt, die Dich dazu zwingen, Deinen momentanen Aufenthaltsort dringend zu verlassen, dennoch sage ich voll Glück und Freude ja: selbstverständlich sehe ich Dich jederzeit gerne, Du kannst kommen, wann immer Du willst, die Tür meiner Wohnung steht offen für Dich. Das ist das Wenigste, um meine Dankbarkeit auszudrücken für all die mütterlichen Ratschläge und das Kümmern, das mir von Deiner Seite zuteilgeworden ist. Bitte informiere mich, mit welchem Flug Du ankommst, damit ich Dich auf dem Flughafen abholen kann. Ich kann es kaum erwarten, Dich zu sehen!

Es küsst Dich tausend Mal

Deine kleine Cillie

199. Brief

Date: 10 July, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Mme de Merteuil« <mme@spinoza.nl>

Teuerste, Einzige, Schönste!

Ich mache mir solche Sorgen um Sie! Ich wäre bereit, all meine Sünden zu bereuen – wenn es denn jemanden gäbe, der mich erhören könnte – wenn ich damit Ihre Sicherheit garantieren könnte. Ich kann nur hoffen, dass nun, da Sie das Visum so geschickt besorgt haben, es morgen keine Probleme auf dem Flughafen geben wird. Das erste Mal in meinem Leben zitterte ich um jemanden – ich kann sagen, das ist ein

höchst belastendes Gefühl, es wird nicht wieder vorkommen. (Obwohl man sagt, die Kükenhaltung gehe damit einher.) Informieren Sie mich sofort, wenn Sie angekommen sind!

Papi V.

200. Brief

Date: 12 July, 2001

From: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Süßer, besorgter Vicomte (wie ergreifend!), ich bin glücklich angekommen (das heißt, *wir* sind angekommen)!! Sowohl raus als auch rein rutschte ich ohne Probleme über die Grenze, meine Papiere sind erstklassig (ein kleinerer Diamant musste daran glauben). Cillie ist ein Engel (von nun an schreibe ich von ihrer Adresse, so ist es sicherer), sie hat mich mit einem Riesenbahnhof erwartet, das teure Kind tut alles für meine Bequemlichkeit (sie hat sogar schon das zottige kleine Aas vor die Türe gesetzt). Ich nehme alles zurück, was ich früher über sie gesagt habe. Sie hat eine süße kleine Wohnung mit einem Gästezimmer, da wohne ich, obwohl sie angeboten hat, wir mögen tauschen, doch ich sagte, das käme gar nicht in Frage (später reicht es auch). Hier ist jetzt eine unerträgliche, feuchte Hitze, aber das macht mir nichts, Hauptsache, ich bin Saskia losgeworden und diese bornierten Niederungen. Es lebe die aufregende, kochende, sündige Stadt! Hier bin ich endlich in meinem Element! Endlich kann ich mich schütteln und ein neues Leben beginnen.

Tausend Küsse

M.

201. Brief

Date: 15 July, 2001

From: »Direction Centrale Police Judiciaire« <info@dcpj.fr>

To: »Saskia Rembrandt« <saskia@spygames.com>

Aufgrund der Entscheidung der Zentrale teilen wir mit, dass wir den Agenten D-305 mit dem heutigen Tage von allen seinen Verpflichtungen befreien und aus den Banden unserer Firma entlassen.

Ein Einspruch ist nicht zulässig.

Oberst H.R. Poirot

202. Brief

Date: 1 August, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

Teure Mädchen, Perlen der Übersee!

Danceney und ich sind zu dem Schluss gekommen, dass wir es nicht länger aushalten, wir werden uns Ihnen in New York anschließen. Wir sind der Meinung, es ist genug Zeit vergangen, um das sicher tun zu können. Danceney verlässt den Ritterorden, und sobald er den »Papierkram« erledigt hat (plus Zahnbehandlung), machen wir uns auf den Weg. Das wird in etwa einen Monat in Anspruch nehmen. Was sagen Sie dazu? Sie sind doch dabei? Wir flehen Sie an, quälen Sie unser armes, viel gelittenes Herz nicht mit einer negativen Antwort!

V & D

203. Brief

Date: 5 September, 2001

From: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

To: »Ritter Danceney« <keanu@lovagrend.mt>

Mein süßer kleiner Ritter!

Ich habe die Wohnungsmiete erledigt, ihr werdet zwei Blocks von uns entfernt wohnen. Ich bin so aufgeregt, ich kann mich kaum auf meine Arbeit konzentrieren, und es kann sein, dass ich nicht die Mitarbeiterin des Jahres werde. Aber auch das macht mir nichts mehr aus, Hauptsache, dass ihr bald hier sein werdet und wir in inniger Liebe als Familie zusammenleben können.

Ich muss rennen, die Optionsgeschäfte oder was warten.

Es liebt, liebt, liebt Dich (und wartet auf Dich!!)

Cécile

204. Brief

Date: 6 September, 2001

From: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

To: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

Vicomte, ich habe eine eilige Mitteilung zu machen. Wir haben eine neue Zugehfrau, sie heißt Martina, eine Tschechin, sie behauptet, die Nichte von Andy Warhol zu sein. Sie putzt hervorragend, wie würden sie ungern wegschicken, aber ich bin misstrauisch geworden. Ich würde es nicht für eine kluge Sache halten, wenn Sie direkt nach New York fliegen würden, so sind Ihre Spuren leicht zu verfolgen. Denken Sie sich irgendeine alternative Lösung aus, ich vertraue auf Ihr Improvisationstalent.

M.

205. Brief.

Date: 8 September, 2001

From: »Vicomte deValmont« <vicomte@hotmail.com>

To: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

Teuerste Damen, machen Sie sich keine Sorgen, wir haben uns einen teuflischen Plan zurechtgelegt. Wir werden nicht nach New York, sondern nach Boston fliegen, und von dort aus geradewegs nach Los Angeles, zu Dancenys amerikanischem Onkel, der ein Filmmagnat in Hollywood ist. Er hat gesagt, er möchte gerne unsere Geschichte verfilmen, ich würde z.B. von Malkovich gespielt, meiner Ansicht nach eine hervorragende Wahl. Wir gehen dort für eine Woche auf Tauchstation und fliegen dann zurück nach New York, womit wir *sie* hoffentlich abschütteln können. Ich weiß, das bedeutet, dass wir uns erst mit einigen Tagen Verspätung treffen können, das ist schmerzlich, aber die Sicherheit geht vor.

Wir haben schon gebucht: wir kommen am 11ten mit der BA 705 um 7 Uhr in Boston an und fliegen – mit einem hervorragenden Anschluss! – um 8:14 mit dem Flug Nr. 175 der United Airlines weiter nach L.A. Von dort kommen wir am 18ten zurück, freudigen Herzens, geradewegs in Ihre beider Arme. Flugnummer, Zeitpunkt verrate ich nicht, es soll eine Überraschung sein, wir klingeln dann zweimal, wie der Briefträger, haha.

Auf Wiedersehen, Engelchen!

Ich bin so aufgeregt, dass ich *nicht mehr Herr über mich selbst* bin!

V.

206. Brief.

Date: 10 September, 2001

From: »Cécile Volanges« <cevol@kkglobal.com>

To: »Vicomte de Valmont« <vicomte@hotmail.com>

Teuerster, ich gratuliere zur superben Idee! So bin ich schon (etwas) ruhiger. Ich bin auch nicht mehr Herrin meiner selbst, und so hat sich diese teure kleine Cillie ausgedacht, um die Tage totzuschlagen, nimmt sie mich morgen früh mit ins Büro, unten am Ufer, Sie wissen schon, in den beiden Gleichen. Sie sagt, ich werde ohnmächtig werden von der Aussicht, sie arbeitet in der 107ten Etage. Wir fangen schon vor neun dort an, weil diese ernsthafte kleine Geschäftsfrau um halb zehn schon eine Sitzung hat. Auf Ihrem Weg nach Kalifornien, schauen Sie aus dem Fenster, vielleicht können Sie sehen, wie wir Ihnen aus der Höhe zuwinken. Bon voyage!

M.

Hier bricht der Briefwechsel ab

Beantworte folgende Fragen:

Stimmt es denn, dass es »keine Hoffnung« gibt? Setze mit deinen eigenen Worten auseinander, was es heißt: »aus Drachenzähnen trat der Mensch ans Licht«!

Was ist deine Meinung, wenn man in Nagyabony nur zwei Türme sieht, aber in Mailand zweiunddreißig sieht, welche würdest du dir lieber anschauen? Argumentiere dafür oder dagegen.

Mathematik

Die Mathematik des Zufalls

Jenő Chohnoky reist mit Graf Teleki durch Amerika. [Stellt euch das vor!] Sie reisen. Sie machen sich Notizen. Sie beobachten. [Macht auch ihr Notizen! Beobachtet Dinge!] Anschließend stellt Jenő, rückblickend, Folgendes fest: »Nord-Amerika hängt nur zufällig mit Süd-Amerika zusammen.« Paff. Jenő begründet damit, sozusagen auf einen Schlag, die Disziplin der aleatorischen Geographie. Wir schreiben das Jahr 1942. Gewöhnen wir uns daran, schreibt er, dass der Zufall mit dem großen Löffel gemessen wird, das bekommen wir, suggeriert er, mitten in die Fresse. Also: wir sollten uns nicht um jeden Preis auf die morsche Krücke der Notwendigkeit stützen wollen. Lassen wir die pseudowissenschaftlichen Erklärungen beiseite. Lassen wir die Theologie und die Teleologie. Nicht nur Kolumbus verirrt sich zufällig nach Amerika, sondern auch Amerika ist, noch dazu, nur zufällig dort, wo es ist. *Jaj*. Jenő ist gnadenlos. Er lässt einem kein Schlupfloch. Die Kontinente lösen sich, treiben ein wenig dahin, schaukeln auf den Meeren, und dann, mit einem Mal, hopp, und fertig. Man muss den Zufall integrieren, sagt Jenő, sonst ist das Vaterland verloren! Er schreibt diese Worte im Jahre 1942. Betrachten wir nur, was aus dem Aztekenreich geworden ist. Das sage bereits ich, in Jenős Geist. Sie dachten, Cortez wäre Quetzalcoatl und es wäre aller Tage Abend. Der ausgewanderte Schutzgott, Vorausbestimmung, undwasalles. Und dann hatten sie den Salat. Später wurde all das von John Cage vertont. [Bemüht euch, Zufallsmusik zu hören!] Keine schöne Musik, aber interessant.

Eins und eins ist zwei. Aber unter bestimmten Bedingungen ist eins und eins eins. Diese Umstände können wir am ehesten unter Zuhilfenahme des Begriffs Zufall beschreiben. Es gibt auch ein eins und eins, das zwei ergibt, aber ob das stimmt, hängt davon ab, ob es denn zwei solche Einsen sind, aus denen tatsächlich eine Zwei wird.

Denn es gibt auch Fälle, in denen zwei Einsen addiert werden, die eins ergeben. Ob das vorkommt oder nicht, ist allein ein Werk des Zufalls. [Es gibt auch einen Namen dafür, sein Zeichen ist: L] Es ist unberechenbar, also nicht zu berechnen. In der Mathematik kann man fast alles berechnen, laut Pascal auch den Zufall, er nannte das die Mathematik des Zufalls. Wie mag wohl Blaise Pascals Privatleben gewesen sein? [Schaut nach!] Private Aufnahmen: Blaise Pascal am Ufer eines Sees, wie ein denkendes Schilfrohr (er ist wirklich ziemlich dünn, der Arme); Blaise Pascal, wie er im Casino seinen Einsatz macht, *rien ne va plus!*, er schiebt alle seine Chips auf die Null; Blaise Pascal in den Armen der Bäuerin vom Nachbarhof, er versteht selbst nicht, wie, quasi zufällig; Blaise Pascal stirbt im Alter von neununddreißig Jahren, und dabei kommt er dahinter, dass wahrscheinlich nicht jeder Zufall berechenbar ist (das ist auf der Aufnahme nur verschwommen zu sehen), aber ihm bleibt keine Zeit mehr für eine Korrektur. Nord-Amerika und Süd-Amerika, sind verliebt, halten Händchen, gehn spazieren. Immer, aber nur durch Zufall und erst seit einiger Zeit. Was wäre gewesen, wenn Nord-Amerika statt zu Süd-Amerika zu Afrika getrieben worden wäre. Der Sklavenhandel hätte einen enormen Auftrieb erhalten, zum Beispiel. In der Schule hieß es, die Frage nach dem Was-wäre-gewesen-wenn sei sinnlos. Aber ist es wirklich so? [Nichts als bare Münze nehmen! Fragen, immer fragen!] Beziehungsweise, wenn das so ist, unterstützt denn nicht auch das die Theorie der Alleinherrschaft des Zufalls? Sinnlos, weil nicht berechenbar. Eins und eins macht eins. Das können wir noch irgendwie akzeptieren, das ist der Lauf der Welt, beziehungsweise, formulieren wir's etwas vorsichtiger: Das ist einer der Läufe der Welt. Aber dann, erhöhen wir die Einsätze, eine neue Aufgabe: eins und eins und eins – wie viel ist das? Wie lange kann man

das steigern? Gibt es, o Herr, irgendein Limit? Wo ist das Ende der Fahnenstange?! Wie Hiob sagen würde. Ob es wohl ein Herz gibt, das in gleich große Stücke zerrissen ist und immer noch funktioniert? Nord-Amerika und Süd-Amerika und Afrika, so zusammen. Bitte für uns.

Paketieren, so sagt sie es, es heißt ja schließlich auch Paket, so die Erklärung. Schaut mich an, mit ihren tatarischen, unbegreiflich blauen Augen. Es muss sie aus dem verlorengegangenen dreizehnten Stamm hierher verschlagen haben, bei Gelegenheit zufällig. Eine andere Erklärung gibt es nicht. (Jenő!) Nur: jedes Aas kriegt mal die Motten. Lässig nach hinten geworfene Bezüge, als hätte sie sie sich über die Schulter geworfen. Der Sülze ekelnerregenden knorpligen Teil ich esse nicht. Lachhaft (Unwiderstehlich.) Das besondere Erkennungszeichen der Zielperson ist also: ein zwischen Personalpronomen und Verneinung gepresstes Verb (ein verräterisches Zeichen wie ein Muttermal von besonderer Form). Die asiatisch anmutenden hohen Wangenknochen. Die Zunge, die während des Nachdenkens hinausgeschoben wird. Sowie der penetrante, in die Eingeweide dringende Blick, von dem man sich in einer ständigen Permanenz befindet, wie Anton Pawlowitsch es ausdrücken würde. Bei Identifikation sofort feuern. Später ist es zu spät. In was für einer Situation wir uns auch immer befinden, stellen wir uns uns selbst immer als sehend vor. Ich glaube, der Mensch träumt überhaupt nur deswegen, um auch dann zu sehen. Wie es Johann Wolfgang ausdrücken würde. Ich will sehen. Ich will dich sehen. Immer nur sehen. Einen Blick dahin werfen, quasi zufällig, und sehen, was ich sehen wollte. Deine dunklen Augenlider fallen wie die Flügel der Fledermäuse. Wie ich es ausdrücken würde.

Auf grünem Filztisch bunte Billardkugeln, in Anfangsstellung, im dreieckigen Rahmen ruhend. Das Dreieck ist Gottes Zeichen. Auch das ist willkürlich, also zufällig. Denn könnten wir nicht mit ebensolcher Überzeugung sagen, das Parallelepipedon ist Gottes Zeichen? Na also. Die Billardkugeln jedenfalls schlummern im dreieckigen Rahmen. Es ist noch alles möglich; es herrscht die befreiende, dennoch schwere Stille der Möglichkeit unendlicher Kombination. Der nächtliche Mond steigt hinter einer Wolke herauf. Langsam, würdevoll nehmen wir den Rahmen weg, somit die Kugeln freigebend. Sie bewegen sich ein wenig, wie die Schlafenden beim Aufwachen, aber sie drängen sich weiterhin in Dreieckform auf der grünen Filzwiese, wenn auch lockerer als bisher. Sie befinden sich noch in dem Wissen, dort sei ihr Platz. Das heißt, sie wissen noch gar nichts, sie sind nur da, regen sich ohne Bewusstsein, wie die Flusen. Und dann kommt das Queue und die schwarze Kugel, der Urknall des Lebens. Spektakuläre Karambolagen, Banden, Zusammenstöße, zielloses Wegrollen, und über kurz oder lang geht es ins schwarze Loch, das uns alle verschlingt. Mal fällt eine Kugel allein ins Loch, mal zu zweit, und es kommt sogar vor, seltener, dass es drei auf einmal sind. Eins und eins und eins. Das Dreieck ist Gottes Zeichen, nicht wahr? *Denn wir können nicht behaupten, es gäbe keine Hoffnung, solange es noch sein kann, dass es doch welche gibt.* (Aber es ist nicht wahrscheinlich.) Parallelepipedon. Es herrschte Stille, nur mein einsam Herz pochte immerzu.

Und dann gibt es dieses Gesetz der großen Zahlen. Laut diesem gleichen sich die Häufigkeit der Köpfe und der Zahlen über längere Zeit aus. Und wenn mal einer, sagen wir, der Kopf, zufällig sehr weit davonzieht, nehmen die Chancen der Zahl dadurch keineswegs zu. Wie es Bernoulli ausdrücken würde. Das ist inakzeptabel: die Chancen der Zahl muss man immer erhöhen, sonst geht Kopf ebenso ein wie das Herz. Verrottung. Wie ich es sagen würde. Das bedeutet also, dass wenn der Reihe nach furchtbare Dinge geschehen sind, können wir immer noch nicht sagen, jetzt müsste endlich das Gute kommen. *Things have to get worse before they get better*, aber das steht leider mit einem anderen Gesetz in Zusammenhang. Es wäre

gut, wenn sie sich irgendwie untereinander einigen könnten.

Kopf, Zahl, Herz, Kopf, Kopf, Zahl, Herz, Herz, Herz, Herz, Herz, Zahl, Kopf, Kopf, Kopf, Zahl, Zahl, Zahl, Zahl, Herz, Herz, Kopf, Herz, Kopf, Kopf, Herz, Herz, Herz, Kopf, Zahl, Zahl.

Denn in Wahrheit hat die Münze drei Seiten, aber das eröffnet sich nur mehr den Fortgeschrittenen, und das, wenn es schon zu spät ist, auszusteigen. Doch ob nun zwei oder drei, die Chancen der Zahl sind immer zu erhöhen, oder wenigstens muss man sich darum bemühen, egal, was der Bernoulli sagt. Der Bernoulli soll zusehen, dass er sich vom Acker macht. Der Bernoulli soll sich in einen Rumpfässchen schleppenden Bernhardiner verwandeln. Der Bernoulli ist für mich gestorben.

Ich, Sindbad, tue dem Kalifen einen Gefallen (bekannt, oder?), der mir aus Dankbarkeit anbietet, dass ich mir ein Mädchen aus seinem Harem aussuchen kann. Sämtliche 100 Mädchen des Harems werden an mir vorüberschreiten, und ich kann auf jede zeigen, auf die ich zeigen will, dass ich die haben will, aber wenn einmal eine vorbeigegangen ist, kommt sie nicht mehr wieder. Nun, wie wir gelernt haben, wenn es mir um Schönheit geht, dann ist es für mich, Sindbad, die beste Strategie, erst 31 Mädchen vorbeigehen zu lassen und dann die Erste zu wählen, die schöner ist, als die Schönste der ersten Vorbeigegangenen. Man pflegt noch hinzuzufügen, dass wenn keine mehr kommt, die so wäre, dann habe ich eben Pech gehabt, aber man kann schließlich nicht immer gewinnen. Na, damit habe ich, Sindbad, gleich mehrere Probleme. Wenn ich, Sindbad, dem Kalifen nämlich einen Gefallen tue, dann soll der Kalif gefälligst nicht kleinlich sein. Denn was soll das heißen, ich dürfe mir 1 Mädchen von den 100 wählen? Und was, wenn ich zwei brauche? Was? Und dann noch, dass die, die schon vorbeigegangen ist, nicht mehr zurückkommen kann. Das kann der liebe Kalif seiner geschätzten Mutter, der Bauchtänzerin von Bagdad erzählen. Von wegen, die kommt nicht mehr zurück. Manchmal kommt das sehr wohl vor. Sie geht weg und wir denken, na gut, sie ist gegangen, aus und vorbei, legen wir einen Umschlag drauf, trinken ein bisschen Tequila hinterher (mit Salz und Zitrone) und schauen uns weiter die Serie an, real world, Zeit vergeht, und dann, paff, mit einem Mal (nach im Allgemeinen 20-25 Jahren): ist sie wieder da. Und zwar gerade dann, wenn ich schon eine gewählt habe, ich habe die ersten 31 vorbeigehen lassen, wie es sich gehört, und habe dann die gewählt, die schöner war als die Schönste der Vorbeigelassenen, und wenn es nicht 100, sondern 1000 gewesen wären, ich hätte trotzdem diese eine gewählt. Und dann kommt diese andere, die schon gegangen war, und auch von dieser stellt sich heraus, dass sie schöner ist als die Schönste der Vorbeigelassenen. Und dann habe ich, Sindbad, diese beiden Schönsten da. Und was ist dann? Und dass man nicht immer gewinnen kann, das möchte ich gar nicht mehr kommentieren. Stecken Sie doch, wenn ich bitten darf, Ihren eigenen Schwanz in den Bienenstock. Denn es mag sein, dass der Kalif 100 Mädchen in seinem Harem hat, doch ich, Sindbad, habe nur 1 Leben. (Und 1 Tod.) Aber jetzt versuche ich es dennoch. (In einem rosaroten Kürkostüm den Salto mortale springen.)

Der Herrgott würfelt nicht. Was du nicht sagst. Albert, werd endlich erwachsen!! Der Herrgott hat dich übel übers Ohr gehauen, er war ein Profi-Blackjacker in Vegas, bis er Hausverbot bekam. Da hat er auf diese andere Branche umgesattelt. Gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat er auch hier Hausverbot bekommen, mehr noch, er ist längst für tot erklärt worden, aber seine Rente wird immer noch überwiesen. Irgendeiner wird das noch zurückzahlen müssen! Mit Zinsen.

Von der Sonne Hitze brennt meines Auges trockner Stern, ich, Sindbad, der ich gerade eine Frau bin, habe an meines Menschenalters Hälfte all meine Tränen verloren. Gegen dieses Problem benutze ich Visine Augentropfen. Deine dichte, rostbraune Mähne sticht in mein Auge, deine dichte, ebenholzfarbene Mähne

sticht in mein Auge, die blaue Iris deines Auges sticht in mein Auge, die Iris deiner grünen Augen sticht in mein Auge, es sticht in mein Auge dies, es sticht in mein Auge das, es brennt, es brennt sehr, alles ist noch einmal da; entweder, ich sehe doppelt, wie Hemingway, oder alles ist doppelt da, wie auf Noahs Arche, aber, o weh, ich bin der blinde Passagier auf dieser Arche; alle bilden Paare, nur ich nicht, denn ich bin kein Paar, sondern wir sind zu dritt. (Das hat auch einen Namen, das Zeichen dafür ist: L^2 .) Parallelepipeton. (Hier: ein Kraftausdruck. Denn die Bedeutung steckt, eigentlich, im Gebrauch, wie Ludwig es ausdrücken würde.)

Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass man in der Gegenwart auf der Straße geht und jemand aus der Vergangenheit einem entgegenkommt? [Stellt Berechnungen an!] Und die Wahrscheinlichkeit, dass jeder von uns den anderen bemerkt und wiedererkennt? [Teilt und multipliziert!] Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass er, wenn wir ihn zu einem Spaziergang einladen, auch wirklich mitkommt, denn a) an dem Tag war er noch nicht genug an der frischen Luft, oder b) ihm etwas sagt, dass er mitkommen soll, geschehe, was wolle? Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich daraus irgendetwas entwickelt, sehet, all so, wie ein großer, dunkler Wald, aus dem man anscheinend unmöglich wieder herausfinden kann? Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass man, wenn auch mit großem Hängen und Würgen, doch noch herausfindet? Und wie hoch, dass doch nicht? Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass man dem bei klarem Verstand entrinnen kann? Und wie hoch, dass doch nicht?

Wahrscheinlichkeitsrechnung: die Mathematik des Zufalls. Eine schöne Wissenschaft, eine fröhliche Wissenschaft. Fröhlich, weil optimistisch.

Deine dunklen Lider fallen wie die Flügel der Fledermaus.

Visine.

Stunde des Klassenlehrers – Russisch

Am Vorabend des Abschieds ohne Wiederkehr

(Archivaufnahme)

*»Was für ein Vergnügen, das Reisegepäck so
zu betrachten, als würde man nur vor sich hinstarren.«*

Fernando Pessoa

Я Лайка. Hier spricht der Hund Lajka. Erschreckt nicht, ich flüstere deshalb, weil ich die Aufnahme im Geheimen mache; wenn sie's erfahren, ist's aus mit mir. Aus ist es zwar so oder so mit mir (есть), aber wenn schon, dann soll es ein heldenhaftes Ende sein, nichtsdestotrotz. Wer möchte denn keine Messingtafel in der Sternenstadt, wer möchte nicht, dass man eine Schokolade und Zigaretten nach ihm benennt, wer möchte nicht auf einer Briefmarke prangen oder Titelgeber für eine große Popschallplatte sein? Wenn es so jemanden unter euch geben sollte, soll er sich melden! Na also. Kinder, ihr müsst die Wahrheit erfahren. Lasst euch nichts einreden. Fresst nicht alles, was man euch serviert. Seid, wie es sich für Sowjetkinder gehört, erwachsen, misstrauisch, seid immer auf der Hut und zum Widerspruch bereit. Всегда готов. Diese Aufnahme ist für euch, Sowjetkinder, damit ihr auf den Himmel voll Sternenstaub schreibt:

DIE ERZÄHLEN HIER ALLE ORBITALE LÜGEN.

Hört also meine Geschichte am Vorabend des Abschieds ohne Wiederkehr, накануне невозвращения.

Ich bin eine drei Jahre alte Mischlingshündin, mein Name ist Lajka (die Bellende), *davor* hieß ich Kudrjawka (Löckchen), aber manche nennen mich auch Tschuschka (Käferlein) beziehungsweise nannten mich so, in jener weit entfernten, wunderprächtigen sowjetischen Vergangenheit. Vater, Mutter kenne ich nicht, allein, ohne ein Zuhause streifte ich durch Moskaus Straßen, aber wenigstens war ich frei. Ich war in sämtlichen Ecken und Enden der Stadt, ich kenne alle ihre Gerüche, Geschmäcke, Geräusche, es gibt keinen, der diesen wunderschönen Flecken Erde besser kannte als ich. Und was denkt ihr, was mir nun dieses Wissen nützt? Nun, dieses Wissen nützt mir überhaupt nichts. Euch wird Tag für Tag beigebracht, Wissen sei Macht, aber was man euch nicht verrät, ist, dass das nur dann stimmt, wenn auch alle andere Macht in euren süßen, von Schokolade klebrigen Händchen ist. Jetzt, da ich zu euch spreche, sitze ich gefesselt, angekettet in einer winzigen Kabine und warte darauf, dass ich morgen, am 3. November 1957, ins Weltall geschossen werde, um niemals wiederzukehren.

Nun könntet ihr zum Beispiel fragen, wie das sein kann, dass jemand, der in dem einen Augenblick noch auf Moskaus Straßen herumtollt, allmächtiger Herr über sein Schicksal und seine Freiheit, plötzlich, mit Hilfe einer gezielt eingesetzten Hundefängerschlaufe zu einer ohnmächtigen Puppe, zum erwählten Opfer des sowjetischen Atomprogramms wird. Gute Frage. Ich freue mich, dass ihr das gefragt habt! Ich weiß es nicht. Mir scheint, manchmal kommt das eben vor (siehe история). Es stimmt also auch nicht, zweite Lektion, dass mit dem entsprechenden Willen, der entsprechenden Anstrengung alles erfahrbar, lernbar ist. Nun, in der Tat.

Ich warne euch beizeiten: die Frage nach dem *Warum gerade ich?* ist im Grunde in keiner Situation und zu keinem Zeitpunkt beantwortbar, erforschbar, es bleibt ein unlösbares Mysterium. Lasst euch niemals, никогда, von Sätzen blenden, die mit *eine höhere Macht* beginnen, schüttelt sie von euch ab, wie der Hund das Wasser. Lernt: *es gibt keine Erklärung* als Erklärung zu akzeptieren ist eine der schwierigsten und zugleich edelsten Aufgaben – bereitet euch Tag für Tag, Stunde für Stunde darauf vor, und legt es im Fall der Fälle unter eure Zunge und wartet, bis es seine segensreiche Wirkung entfaltet. Und vergesst nicht: Dass es keine Erklärung gibt, bedeutet nicht, dass es auch keinen Sinn gäbe! Es wird sich, so oder so, eine Geschichte ergeben, und jede Geschichte ist auf irgendeine Weise interpretierbar, sogar auf mehrere Weisen. Gewöhnt euch also an die schwere Freiheit, an die wunderbar schwierige Aufgabe der Interpretation.

Zeit verging, und kaum einen Monat nachdem der erste Sputnik, die ganze Welt in seinen Bann ziehend und vom feindlichen amerikanischen Volk sogleich verdammt, ins All geschossen worden war, beschloss Genosse Chruschtschow an einem schönen Frühherbsttag, dass zu Ehren des 40. Jahrestages der Großen Oktoberrevolution erneut ein Sputnik ins All geschossen werden müsse. Und so geschah es auch. Die diesbezügliche Verordnung trat am 10. Oktober in Kraft, kaum 4 Wochen für die Fertigstellung des Sputniks gewährend (siehe *Murks* – auf Russisch: ?).

Mit meinen Schicksalsgenossinnen Albina und Muschka (nota bene: wir sind alles Mädels – Kinder, wenn die Zeit dafür gekommen ist, beschäftigt euch mit den джендер-Problemen der sowjetischen Gesellschaft!) wurden wir darauf vorbereitet, als erste lebende Passagiere ins Weltall geschickt zu werden (siehe *feindliches amerikanisches Volk*; siehe *vom Schlag getroffen*). Kinder, wenn ihr das hört, denkt ihr denn nicht alle daran, wer wohl die glückliche Auserwählte sein wird, die als Heldin der Sowjetunion sich für immer in das Große Buch der Geschichte einschreiben wird, wer wohl diejenige sein wird, die ihrem Vaterland so unübertreffbar und unschätzbar Ruhm und Ehre beschert? Und wenn ihr daran denkt, denkt ihr denn nicht gleichzeitig auch, wie gut es doch wäre, wenn gerade ihr dem Vaterland diesen Ruhm und diese Ehre bringen könntet? Doch, daran denkt ihr, denn euch wird beigebracht, *stets fürs Vaterland, unerschütterlich*. Aber daran denkt ihr nicht (denn das wird euch nicht beigebracht), dass dieser Heros, dieses Gigantenwesen nicht nur ein Pionier, ein Ingenieur oder ein Arbeiter am Hochofen sein kann, sondern auch eine Hündin! [Kinder, wenn die Zeit gekommen ist, beschäftigt euch schön mit den Problemen der Chancengleichheit und der Mobilität in der sowjetischen Gesellschaft!]

Mehr noch, nicht nur, dass sie es sein kann, sondern, wie es mein Beispiel zeigt: sie *muss*! [Kinder, wenn die Zeit etc., beschäftigt euch mit dem Problem der klaffenden Wunde zwischen *kann* und *muss*.]

Schwesterchen Albina flog zweimal mit einer Testrakete, auf suborbitaler Bahn, und Muschka wurde zum Testen der Instrumente hochgeschickt. Doch zum Hinausschießen in den Weltraum (siehe *orbitale Flugbahn*) hat man einzig und allein mich, Lajka, ausgewählt, mir wurde diese niemals verblassende Ehrung zuteil, dieses unbegreifliche Wunder. Während der Vorbereitungen wurden wir alle drei für Zeiträume zwischen 15 und 20 Tagen in immer engere und engere Käfige gesperrt, um uns auch damit auf die *zukünftigen* Gegebenheiten vorzubereiten. [Kinder, wenn die Zeit gekommen ist, schadet es nichts, wenn ihr an die *zukünftigen* Gegebenheiten schon gewöhnt seid. Üben, pausenlos.] Der Stress, den das zunehmende Eingeschlossensein erzeugte, führte dazu, dass wir weder pissen noch scheißen konnten, Pardon, davon wurden wir verständlicherweise unruhig, und das konnten auch die verabreichten Abführmittel nicht

kompensieren, nur das ausdauernde Training, das unter anderem darin bestand, dass sie uns in Zentrifugen und Lärmsimulatoren steckten, wovon (сюприз!) unser Blutdruck auf sein Mehrfaches anstieg. Kinder, bleibt ruhig sitzen, ihr müsst die Wahrheit kennen. Die Wahrheit ist nicht schön, aber interessant.

Ich sitze seit vier Tagen in diesem Konstrukt, von dem jeder weiß, dass es in der ersten Runde die Grätsche machen (siehe *russisch*: ?) wird. Sie haben zwei Schergen auf mich angesetzt, die mich ununterbrochen fixieren; ich versuche aus dem Bauch zu sprechen, damit sie keine Mundbewegungen sehen. Sie wollen keinen sprechenden Hund, sie wollen nur einen fliegenden Hund.

Heute, im dritten Jahr meines Lebens, am Abend vor dem Abschied ohne Wiederkehr, hat man mit einer schwach alkoholischen Lösung mein ganzes Fell abrasiert und mit Jod Zeichen auf meine Haut gemalt, wo sie die Sensoren anbringen werden. Sie werden meine Körperfunktionen überwachen. Da wird es vielleicht Überraschungen geben! Mein Herz stampft jetzt schon wie eine Trommelwaschmaschine kurz vorm Auseinanderfallen. Womit dürfen sie rechnen? Mit 4-5 Tagen? Einer Woche? Ach was. Das werden sie zwar *kommunizieren* (siehe Presse; siehe Medien), aber sie wissen ganz genau, dass ich nicht länger als ein paar Stunden durchhalten werde. Das habe ich heute früh aus dem Mund des Meisters gehört, höchstpersönlich: Sie werden die Überhitzung nicht lösen können. So wird mir also nicht das gnadenvoll bereitgestellte vergiftete Essen ein Ende bereiten – wie sie es verkünden werden – und auch nicht der gnadenvoll und stufenweise weniger werdende Sauerstoff, sondern die auf über 40 Grad ansteigende glühende, glimmende, zitternde Hitze. An meinen brennenden Thron gegurtet, werde ich die internationale Hymne der Hunde bellen. Während die Schergen Berlioz hören.

Ihr lieben Sowjetkinder, ich spreche am Vorabend des Abschieds ohne Wiederkehr zu euch. Mein fliegender Sarg wird genau 2570 Mal die Erde umkreisen, bevor er in der Atmosphäre verglüht. Wenn ihr zum Himmel hochschaut, seht ihr den Engel des Todes in einem Hundekörper.

Aufgabe: Wählt euch einen Stern, jeder von euch! Verbindet die Sterne mit geraden Linien miteinander, und die so entstandene Form benennt nach mir. Mein Name ist, ich wiederhole, Lajka. Das bedeutet: die Bellende.

Die Schergen hören derweil Berlioz.

Keine interessante Musik, aber schön.

Gute Nacht, Kinder.

Ich hoffe, ihr seid schon im Angstschrecken.

Die Überhitzung werden sie nicht lösen können.

Die Überhitzung werdet auch ihr nicht aushalten.

Gute Nacht, kleine Sputnikbewohner.

Alles nur eine Frage der Perspektive.

Von oben sieht die Erde blau-grün aus.

Wunde mit einer Heilungsdauer von über acht Tagen.

Я Лайка.

Das bedeutet:

die Bellende.

Oleg Gasenko, Lajkas Trainer, äußerte sich 1998 so: »Je mehr Zeit vergeht, umso mehr bedauere ich es. Wir haben nicht so viel aus der Mission gelernt, dass es den Tod des Hundes rechtfertigen würde.«

Berechnet, wie viel *umso mehr* ist. Stellt eine Graphik her!

Berechnet, wie viel *so viel* ist!

Und schließlich: Schreibt einen Aufsatz mit dem Titel »Meine Nachricht an Oleg«!

Achtet auf die Wortwahl!

Ungarische Literatur

Wen alles nicht

(unvollständige Inventur)

Jetzt erzähle ich euch, wie ich Anna Lesznai nicht getroffen habe.

Ich bin in den Garten hinaus, um das Gemüse zu hacken, Tomaten und Paprika sahen ganz gut aus, vor allem, wenn man bedenkt, dass hier anfangs gar nichts war, aber der Salat und der Kohl waren, was soll ich sagen, in einem erbärmlichen Zustand, Hasen oder Rehe, oder wer weiß, wer dran gewesen war, die Blätter waren zerfetzt, jeder einzelne Kopf war angefressen, mein Gott, dachte ich, habe ich dafür so viel geschuftet, dass innerhalb einer kurzen Nacht das Gemüse meiner Arbeit so zu Grunde geht, ich sah mich um, ob Tiere in der Nähe zu sehen waren, oder wenigstens Spuren auf der Erde, aber nichts, der Himmel war blau, die Sonne sprühte Funken, fast schon bedrohlich, sie brannte mir auf den Kopf herab, meinen Strohhut hatte ich im Haus vergessen, rundherum war Stille, nur das Summen der Sommerwiese war zu hören, dennoch hatte ich eine unerklärliche dunkle Vorahnung, ich hätte weder Grund noch Art benennen können, aber es kreiste in der Luft, wie eine übergewichtige schwarze Krähe, die von ihrem dichten Gefieder nach unten gezogen wird, ich war mir sicher, wenn ich über die Wiese gehen würde, würde ich ein abgeschnittenes Ohr oder etwas Ähnliches im Gestrüpp finden, es würde sich mir plötzlich auftun, wie eine geheime, schwärende Wunde auf der Oberfläche der Erde, stattdessen nahm ich lieber noch einmal die Schäden in Augenschein, die in meinem Gemüsegarten entstanden waren, mit meiner Hand formte ich ein Schild, um meine Augen vor dem starken Licht zu schützen, aber selbst so musste ich noch die Augen zusammenkneifen – und dann.

Jetzt erzähle ich euch auch noch, wie ich Margit Kaffka nicht getroffen habe.

Ich bin auf den Großen Ring hinaus, um eine Spule sonnengelbes Garn zu kaufen, in meinem Leben folgen die Farben aufeinander wie die Jahre, das Garn würde ich in meine geliebte, neue Singer-Nähmaschine einfädeln, um endlich die Fahne zu säumen, die ich für den Umzug der Frauenfakultät am Wochenende im Stadtgarten zu nähen versprochen hatte, obwohl das Wetter gerade so bedeckt war, wie ich es mag, und ich am liebsten mit Menyus im dampfenden Warmwasserbecken des Széchenyi-Bades Schach gespielt hätte, wo die Gläser der runden Hornbrillen immer so ergreifend beschlagen, aber Pflicht ist Pflicht, versprochen ist versprochen, Politik ist Politik, und was Liebe ist, fällt mir im Moment nicht ein, und überhaupt muss die Zeit mit etwas ausgefüllt werden, wir müssen uns für eine gewisse Zeit glauben machen, dass die eine oder andere Sache wichtig sei, sonst würden wir mit verschränkten Fingern am Wegesrand sitzen, und vielleicht wäre das das Natürliche – alles andere nur eine selbstbetrügerische Wichtigtuerei, die fröhlichen blau-roten Lichter des Kurzwarenladens leuchteten schon von Weitem, die Autofahrer mörderten auf die gewohnte Weise die Fußgänger auf den Überwegen, ebenso der Straßenbahnfahrer, er ließ auf die alltäglichste Art und Weise die Türen vor den enttäuschten Nasen der zuvor hoffnungsvoll und aus ganzer Kraft der Bahn hinterherrennenden Passagiere zuknallen, woraufhin ich anfang, auch ein wenig schneller zu gehen, damit doch nicht der ganze Nachmittag für das Garn draufging, kaufte beim Zeitungsverkäufer ein Abendblatt – und dann.

Jetzt erzähle ich euch auch, wie ich Attila József nicht getroffen habe.

Ich bin auf einen Sprung auf die Copacabana hinunter, um mit den Jungs Fußball zu spielen, dabei hatte mich

meine liebe Mutter gewarnt, dass das noch böse enden wird, wenn ich ständig mit den Jungs auf dem Strand Fußball spiele, so etwas macht, sozusagen, keinen guten Eindruck, schließlich sei ich ja doch irgendwo eine Tochter aus gutem Hause, und am Ende werde ich noch wie ein Junge, woraufhin ich meine Mutter lächelnd darauf hinwies, schau mal, Mama, sollte ich mich in einen Jungen verwandeln, dann wäre ich zum einen so wie die Legende von den Wunderhirschen, nur umgekehrt, und zum anderen müsste sie sich dann nicht mehr weiter Sorgen darum machen, dass ich mich nicht wie eine Tochter aus gutem Hause benehme, denn ich wäre ja ein Junge, das wäre also eine ausgesprochen praktische Wendung, woraufhin mir meine Mutter eine kolossale Ohrfeige verpasste, geh meinerwegen, wohin du willst, meine Liebe, ich nehme meine Hand von dir, sagte sie kühl, was nicht stimmte, denn sie hatte sie gerade an mich gelegt, aber lassen wir die mickerigen Details, wesentlich ist, dass die Sonne schon hoch über der Uferpromenade stand, als ich über die Straße ging, kleine, schwarzweiße Quadersteine formten eine lustige Welle auf dem Gehsteig, uninformativere Besucher konnten daraus erfahren, dass es reichte, den Kopf und den Blick zu heben, und schon konnten sie den Atlantischen Ozean sehen, der sich träge hinter dem Sandstreifen des Ufers ausbreitete, die Wellen bildeten im müden Licht des späten Nachmittags nur kleine und seltene Kämme, um bald auch davon Abstand zu nehmen und, als wäre es egal, in aller Ruhe, schön und genau, wie das Kreuz des Südens über den Himmel zieht, ans Ufer zu traben, wo sie begeistert, wie junge Welpen, die Knöchel der Badenden ableckten, während ich eilig meine Gummipantoffeln der Marke Hawaiana von den Füßen in den Sand schüttelte, denn Strandfußball spielt man mit nackten Füßen, es schien, dass beide Mannschaften schon vollständig waren, nachdem auch Edson endlich eingetrudelt war, er redete sich schon wieder auf irgendeine Schießerei in den Favelas raus, damit kommt er immer an, er denkt, es gibt noch jemanden, der ihm das abnimmt, egal, es sei ihm verziehen, denn so einen guten Rechtsaußen gibt es am ganzen Strand nicht noch mal, wie gesagt, wir hätten sofort anfangen können, es war nur noch nicht ausgelost, wer von wo nach wo spielt, gegen die Sonne ist es, nicht wahr, problematischer, da warf Zezé die Münze hoch, wir sahen alle zum Himmel, um die Flugbahn zu verfolgen, dabei sah ich aus dem Augenwinkel, peripher, meine liebe Mutter, wie sie sich auf der anderen Straßenseite aus dem Fenster lehnte und besorgt zum Ufer schaute – und dann.

Jetzt erzähle ich euch auch noch, wie ich Zsigmond Móricz nicht getroffen habe.

Wir gingen zum Bahnhof, endlich war die ganze Familie zusammen, nähere und entferntere Verwandte bis zum letzten Mann, verwaschene, dümmliche Cousins, stolze, vergilbte Großgroßtanten, Stiefväter mit düsteren Schnauzbärten, gutherzige Urgroßeltern, kecke Cousinen scharenweise, schwangere Schwiegertöchterchen, kluge ältere Schwestern, kumpelige Schwiegerväter, vollbusige Schwiegermütter, neidische Stiefgeschwister, dickliche Uneheliche, geizige Großväter, flatterhafte Großmütter, verschwenderische Brüder, hoffnungsvolle Kindergartenkinder und lallende Säuglinge, jeder war da, den man hatte erreichen können, solche Gelegenheiten sind so selten wie weiße Raben, es gab dann auch eine große Heiterkeit, denn wann ist es denn das letzte Mal vorgekommen, dass die ganze breite Verwandtschaft so schön beisammen war, denn das Leben hat uns so breit verstreut in die weitesten Winkeln des Landes, dass wir nicht einmal im Traume gehofft hätten, dass wir noch einmal im Leben so lückenlos alle zusammenkommen können, und dass wir nicht nur zusammen, sondern auch noch gemeinsam zu einem geheimnisvollen Zielbahnhof unterwegs waren, war ein nahezu unbegreifliches Glück, wer würde es denn nicht lieben, zu reisen, wer würde denn nicht von einer zitternden Aufgeregtheit erfasst schon beim Gedanken an die Reise, und noch mehr bei so einer mysteriösen, mit Geheimnissen und Hoffnungen schwangeren Reise, denn unter den Verwandten gab es nicht nur einen, der noch nie in seinem Leben einen Fuß aus seinem Dorf gesetzt, geschweige denn, sich auf eine längere Reise gemacht hatte, wir standen also auf dem

Bahnsteig, rundherum viele, viele kleine Koffer, Packen, Beutel, gerade so viel, wie angesagt worden war, denn man muss auch Rücksicht auf die anderen Reisenden nehmen, für deren Gepäck dann kein Platz mehr im Zug geblieben wäre, man will ja kein Egoist sein, obwohl ich nicht behaupten würde, dass es leicht ist, zu entscheiden, was man auf eine Reise ohne bestimmtes Ziel und bestimmte Dauer mitnehmen sollte, denn es kann ja in der Zwischenzeit wieder Frühling werden, und dann schadet es nichts, auch leichte Sommerkleidung dabeizuhaben, aber wenn ich die einpacke, dann bleibt kein Platz für den Teddy, den drückt man am besten gleich dem Kind in die Hand, und dann passt nicht nur die Sommerkleidung, sondern auch das Tagebuch und die Schminkpalette mit rein, wie gesagt, wir standen auf dem Bahnsteig im riesigen Wirrwarr, im Geschubse, ich weiß nicht, warum man schubsen muss, es werden sowieso alle in den Zug passen, unverständlich, wie sich manche benehmen müssen, anstatt dass sie sich im Stillen gefreut hätten, dass endlich die ganze Verwandtschaft zusammen war, dass sie sich kultiviert aneinander erfreut hätten, so wie wir es getan haben, auch damit mit gutem Beispiel vorangehend, auch Papa sagt immer, ein Gentleman ist auch in der Hölle ein Gentleman, und wie sollte er es dann nicht bei so einer selbstvergessenen Reise sein, und dann, auf einmal, *jaj*, fast wäre mir das Herz vor unerwarteter Freude stehengeblieben, wurde der Zug auf das Gleis gestellt, langsam, würdevoll dampfte er herein und blieb schnaufend stehen, wie ein riesiges Flusspferd, die Türen der Waggonen wurden aufgezogen, und endlich ertönte, laut und kraftvoll, die Aufforderung einzusteigen, und dann stiegen wir auch ein, einander helfend, schützend, stützend, denn ein Verwandter ist ein Verwandter, wir nahmen alle hübsch auf den Gepäckstücken Platz, ich behaupte nicht, dass allzu viel Platz da gewesen oder dass es besonders bequem gewesen wäre, aber wer scherte sich um so was, Hauptsache, wir fahren gleich los, hinaus, wer weiß, wohin, ins Unbekannte, und dann wurden plötzlich die Schiebetüren geschlossen und abgeriegelt, drinnen wurde es dunkel, stockdunkel, und ich spürte, wie der Zug losfährt – und dann.

Jetzt erzähle ich euch auch, wie ich Géza Ottlik nicht getroffen habe.

Ich ging zum Schwimmen, wie jeden Tag, Mari Szeredy murmelte gerade etwas vor sich hin, während wir auf der Dachterrasse des Lukács-Bades standen, wir lehnten uns an das steinerne Gelände und sahen uns die vielen sich sonnenden Bürger an, sie sprach immer sehr leise, aber ich verstand trotzdem, was sie sagte, das hatte sie mir schon einmal erzählt, als wir die schlechten kleinen Treppen heraufkamen, und ich hatte auch geantwortet, schnaufend, »Hm? Hm ...«, so was, und eine halbe Stunde zuvor hatte sie unten, am Beckenrand, gesagt, dass es eine Affenhitze sei, Hundstage, antwortete ich, oder vielleicht: das ist ja grad das Gute, ich weiß nicht mehr genau, was es war, da hatte ich noch gedacht, dass sie heute so viel zu reden haben wird, obwohl wir uns lange nicht mehr getroffen hatten, das heißt, ich dachte, egal: Tatsache ist, dass ich ihr ordnungsgemäße Antworten gab, es war tatsächlich sehr warm an diesem Julitag neunzehnhundertneunundachtzig, wir schauten uns die schönen, nackten Bäuche der Menschen an, aber vor allem die der Mädchen. Unzählige unserer Landesgenossen sonnten sich auf den drei großen Sonnenterrassen des Bades, die Bänke und Liegestühle waren natürlich allesamt besetzt, jetzt hasste ich diesen großen Massenaufmarsch kein bisschen, Alt und Jung in Badehosen wartete ohne Gereiztheit, mehr noch, mit übertriebener Höflichkeit darauf, bei den Duschen an die Reihe zu kommen, wir empfanden nichts als guten Willen einander gegenüber, als würden wir verschämt beinahe unsere Liebe mit dieser übertriebenen, weltmännischen Höflichkeit kaschieren, deswegen wunderte ich mich, als Szeredy plötzlich grob wurde, erst drückte sie nur ihre Zigarette aus und wandte sich an mich: »Ich sagte, ich bin mit Magda zusammengezogen«, »Aha«, antwortete ich, sie hatte es mir gerade zum dritten Mal erzählt, ich sah sie nicht an, aber Szeredy fing nach einem Moment des Zögerns wieder an, »Baby?«, sprach sie mich an, »Na?«, »Hörst du mir überhaupt zu?«, fragte sie sanft, dieses leise »hörst du mir überhaupt zu« bedeutete jetzt, dass

ich meine so und so gearteten Lauscher aufsperrten solle, wenn sie sich hier schon den Mund fusselig redete, denn so und so, und meine Mutter das und das, mit einem Wort, es handelte sich um eine schwere Grobheit, obwohl es nicht nur so viel bedeutete, es hätte keinen Sinn, die unbeschreiblichen Grobheiten aufzuschreiben, Szeredys Frage beinhaltete noch mehr an aufgebrauchten Vorwürfen, und noch was anderes, das kann man einem Fremden schlecht erklären, die Wichtigkeit der Dinge und zugleich die Bedeutungslosigkeit dieser Wichtigkeit, vieles, was wir jemals zusammen gelernt haben, die idiotische Unwahrscheinlichkeit der Welt, ich fing also zu grinsen an und antwortete, dir auch, meine Süße, und auf deinen Lockenkopf drauf, und fick das Dingsda, aber da wir untereinander schon mehr als dreißig Jahre nicht die alltägliche – jedenfalls für uns einst alltägliche – obszöne Internatssprache benutzt hatten, und Mari auch vor anderen nicht, tönte diese meine Antwort nur so: »Aha, ich weiß, mit Magda«, »Du weißt es?«, »Man hat's mir erzählt«, ich sah, dass sie mein Gesicht scharf beobachtete, sie lauschte auf meinen Tonfall, dabei sah sie mich nicht an, sie hatte ein hervorragendes Gehör »Was schaust?«, fragte sie und wandte sich auch in die Richtung, in die ich schaute, »Eine Liege wird frei«, sagte ich, aber wir sind kaum losgegangen, schon haben geschicktere junge Leute die frei gewordene Sonnenpritsche eingenommen, wir hätten uns eher näher dran stellen sollen, praktisch vor das Ziel, »die Entfernung wegstehlen«, und dann mit einem Blitzstart drauf, denn von Zeit zu Zeit stand jemand mal hier, mal da von den Liegestühlen auf, aber nur, um schwimmen zu gehen oder zu duschen: diese ließen ihre Habseligkeiten liegen, Zeitung, Strandtasche, die Technik, die man anwenden musste, war, zu beobachten, wer ernsthaft dabei war, seine Sachen zu packen, und dann ... na, egal, lassen wir das, ich tat so, als würde ich Szeredy für unseren Misserfolg verantwortlich machen, »Sss«, sagte ich wütend, »Mb«, Szeredy lachte auch – und dann.

Jetzt erzähle ich euch auch, wie ich Sándor Weöres nicht getroffen habe.

Sonntagnachmittag ging ich hinaus auf den Gang, um ein bisschen Luft zu schnappen, bei den Nachbarn wurde wie üblich herumgeschrien, sie mussten im straßenseitigen Zimmer sein, weil man nicht genau verstehen konnte, was sie nun schon wieder für ein Problem miteinander hatten, ich glaubte nur so viel aus der Ferne zu verstehen: Lass meine rechte Hand aus deiner Eisenfaust, mein guter Sanyi – die Antwort verstand ich nicht, aber wenige Augenblicke später hörte ich: Enzele zenzele Haferstroh lichterloh – und dann.

Jetzt erzähle ich euch auch, wie ich Ágnes Nemes Nagy nicht getroffen habe.

Ich bin hinunter ins Tik-Tak, um einen Unicum zu trinken, es war gerade Sperrstunde, aber als Stammgast ließ man mich noch ein, draußen regnete es untröstlich, am dunklen Himmel leuchtete verschleiert, kraftlos der Neumond, und das blaue Neonlicht der Kuckucksuhr über dem Kneipeneingang fiel schräg auf den Gehsteig, ich nahm auch den Hund mit rein, bei so einem Wetter lässt man doch keinen Hund draußen, sie hatten nichts dagegen, es verkehrten genug Leute mit Hunden dort, warum sollen die nicht auch in die Kneipe können, ich war völlig fertig, weil sie grad an dem Tag die neue Statuengruppe auf dem Királyhágó- geborener Joliot-Curie-Platz eingeweiht hatten, mit Wunderhirschen oder so 'nem Scheiß, soll sie doch der Blitz beim Scheißen treffen, dacht ich mir, da hast du einen guten Platz, man nimmt gerne seinen Hund mit da hin, und dann setzt man einem so was vor die Nase, so ein *je ne sais quoi*, das fehlt mir wirklich wie ein Kropf, so ein Überscheiß-Kitsch, manchmal fallen mir solche Wörter ein, zum Beispiel mit Gottes *Hilfe*, wie kommst du dazu, so ein Wort zu benutzen, fragte die Madame, *Hilfe*, und ich konnte nur herumstottern, ja, wissen Sie, das kam einfach so, ich weiß nicht, woher, und ich wusste es wirklich nicht, man denkt über so etwas nicht nach, denn wenn man schon darüber nachdenken muss, dann ist was im Argen, dann versiegt die ganze Sache, wie die Milch der jungen Mütter, es lohnt sich nicht, das zu riskieren, ich komme also in aller Ruhe über die Királyhágó-

Straße, es lastet gerade nichts weiter Schlimmes auf meiner Seele, ausnahmsweise hält auch der Hund nicht an jedem Baum an, trabt schön neben mir her, wir kommen in gutem Tempo voran, die nette Röntgenassistentin aus dem Krankenhaus kommt uns entgegen, ich mag es, bei ihr ein Röntgen machen zu lassen, denn wenn man sich schon entblößen muss, ist es doch nicht egal, wer einen sieht, nicht wahr?, wir lächeln, grüßen, gehen weiter, und dann komme ich auf einmal am Platz raus, am Joliot-Curie-Platz, denn für mich wird er das bleiben, wo sich die bisher beste Wohnung meines Lebens befindet, die ich für nichts, für gar nichts auf der Welt umtauschen würde, es sei denn, gegen genau so eine Wohnung am Joliot-Curie-Platz, mit Blick zum Sas-Berg und alles, und dann erblicke ich plötzlich dieses Monstrum, was sie, wie es scheint, im Laufe des Tages enthüllt haben mussten, so lange sie daran gewerkelt haben, war wenigstens ein Gerüst davor, und dann haben sie es verhüllt, gnädig, damit es einem nicht im Auge weh tun konnte, und jetzt auf einmal prangt im oberen Teil des Platzes dieses potthässliche Teil, dieses Plazasyndrom, und von nun an wird es jeden Tag, wenn ich beim Fenster hinausschaue, nicht eine Aussicht mit Kastanienbaum geben, sondern diesen fatalen Irrtum, und bei diesem Gedanken erfasste mich eine so tiefe, eine derartige Verzweiflung, dass ich beschloss, den ganzen Tag in sämtlichen Kneipen der Umgebung zu saufen, quasi als Protest, von diesem Plan einigermaßen getröstet, lief ich schnell in die dritte Etage hoch, um etwas Geld an mich zu nehmen, und dann schnell wieder runter, ich rannte auf die erste Kneipe zu, damit ich nicht eine Minute verliere, und vor lauter Eile rannte ich fast den armen Balázs Lengyel um, der vor dem Rigó Jancsi stand und ein Eis mit vier Kugeln schleckte – und dann.

Und jetzt erzähle ich euch auch noch, wie ich Péter Nádas nicht getroffen habe.

Ich reiste auf die Insel Rügen, um ein wenig meinen Kopf auszulüften, denn die unerwartete Begegnung in Berlin hatte mich gefährlich aus meiner unter großen Mühen errungenen inneren Balance gekippt, und ich konnte nicht einmal mehr denken, ich hörte meine eigenen Gedanken nicht, so groß war der Lärm wegen der Love Parade, na, dachte ich mir, hier ist die großartige Gelegenheit, sich anzuschauen, wie diese Ostsee so ist, es gibt Leute, die sammeln Knöpfe, andere Ansichtskarten oder Servietten, ich sammle Meere, ein angeborener Fehler, sozusagen, einkodiert, wie die DNS, denn wer neben einem Meer auf die Welt gepurzelt ist, egal, ob einem warmen oder kalten – der Atlantische Ozean ist in diesem Zusammenhang ein interessanter Fall, denn zwar wiegen sich an seinem Ufer Palmen im warmen Wind, aber das Wasser ist deswegen noch unerwartet kalt –, der kommt nicht leicht frei davon, es wird ihm zur fatalen Leidenschaft, und wenn es ihm entzogen wird, entstehen Entzugerscheinungen, der Körper wird immer nasser, die Fachliteratur nennt das Wasserretention, als auslösender Grund gilt ein abnehmendes Meer außerhalb des Körpers, wogegen sich der Körper so wehrt, dass die Menge des zurückgehaltenen Wassers sich erhöht, das kann ziemlich unangenehme Symptome produzieren, zum Beispiel, wenn man die Haut am Oberschenkel zusammendrückt, entsteht für eine Weile ein weißer Fleck an der Druckstelle, und die Hosen fangen an, gnadenlos zu kneifen, einmal massierte ein Masseur das Wasser aus mir heraus, ich rannte auf das Klo zu, als hätte man mich aus einer Pistole abgefeuert, ich ließ fast zwanzig Minuten lang Wasser (Wasser lassen; Wasser freisetzen) und hinterher schlackerte meine Hose wundervoll an mir, aber das Meer kann nichts und niemand aus einem herausmassieren, in irgendeiner Form ist es immer da, ob als Anwesenheit oder als Mangel, ob als Glück oder als Trauer, ob als Erfüllung oder als Sehnsucht, es ist ausdauernd, hartnäckig da, wie die Malaria, so ist es, man kann die Symptome behandeln, aber etwas bleibt immer zurück, ein Residuum, ein Rest setzt sich fein ab auf dem Grund, aber im geeigneten Augenblick, wenn es von irgendetwas aufgewühlt wird, bricht der Gefühlstornado los, oder so etwas in der Art, und dann ist es ungeheuer schwer, ihn wieder zur Ruhe zu bringen, er tobt, schlägt um sich, fängt ungebremst zu wüten an,

und dann kann man nichts anderes tun, es gibt keine andere Methode, keine andere Technik, als zum nächsten Meer zu gehen, egal, ob kalt oder warm, Hauptsache, man spürt, wenn man einen Zug aus der Luft nimmt, dass man zu Hause ist, Hauptsache, man horcht in die Luft hinein und hört, dass man zu Hause ist, Hauptsache, man schaut sich um und sieht, dass man zu Hause angekommen ist, dass der Moment der Heimkehr gekommen ist, psst, meine aufgewühlte Seele, wir sind zu Hause, und so, da das am nächsten lag, fuhr ich nach Rügen, denn das, was in Berlin geschehen war, ließ mir keine Ruhe, ich dachte mir, da gibt es dieses kleine, feine Casino am Ufer mit den glitzernden, kreideweißen Felsen, nach meiner Ankunft ging ich auch sofort hinein und setzte alles auf eine Zahl, muss ich erwähnen, dass ich verlor?, ich ging zum Strand, wo flatternd der Wind wehte, ich zog mir die Schuhe aus, krempeelte die Hosenbeine um und stellte mich ins eiskalte Meer, und als ich das Gefühl hatte, nichts mehr zu spüren, ging ich los, hinein, dass es mich aufnehme, wenn es möglich ist, denn ich bin nun heimgekehrt – und dann.

Schreibe einen Aufsatz über folgendes Thema: Wenn du wählen könntest, welchen deiner Lieblingsautoren würdest du gerne nicht treffen.

Pause

Die wunderbare Wiederkehr des Lachens

Keiner verstand es. Keiner verstand, wo es auf einmal hergekommen war. Woher zum Kuckuck, zum Henker, zum Teufel, aus welchem fetten Rattenloch, morschen Hackklotz, traurigen Arschloch kam es gekrochen? Aus der suppiggen Plattfüßeinlage von Aschenputtels zu klein gewordenem Glasschuh, von der kristallen funkelnden und vor globaler Erwärmung leicht tropfenden Spitze des Jungfraujochs, aus dem Schaumkamm des Tsunamis, aus der streng geheimen Innentasche der Wüstenspringmaus? Aber wirklich, woher. Das verstand keiner. Wo wir uns doch schon so gut eingerichtet hatten ohne es. Wir hatten uns damit arrangiert, dass es nicht da ist, der Platz seines Fehlens war gemacht und auf ewig untervermietet. Er war mit Samt ausgeschlagen, man konnte sich fein einnisten, sich hineinlegen wie eine große graue Katze in ihr Körbchen in einer sonnenbeschienenen Auslage, man konnte sich wohltuend, weich strecken und zulassen, dass die Sonnenstrahlen einem den Rücken wärmen. Man konnte darauf zählen, man konnte wissen, dass es nicht da ist, das war ein beruhigender, archimedischer Punkt des Alltags. Es war schön ausgedacht, was gehört wohin und wo hat der Schreiner die Lücke gelassen, und mein leises Herz brennet nimmermehr – und jetzt das.

Zuerst fiel es gar nicht so auf. Nur die konnten es sehen, die ganz früh, mit den Hähnen und dem Anbruch des Morgens und manchmal zusammen mit irgendwelchen süßen kleinen Dirnen aufwachten und so im Geheimen beobachten konnten, wie es mit den ersten Sonnenstrahlen lautlos hereinschlüpfte und die Halsbeuge und die Achselhöhle der Schlafenden zart umleckte, und einzeln die Zehen bis hin zum kleinen Zeh, akkurat, alles. Diese glücklichen Erwählten wagten es kaum, ihren Augen zu trauen, und auch ihnen wollte kaum einer glauben, wenn sie es flüsternd, verstohlen erzählten. Na, was denn noch, jetzt mach mal halblang, darf's denn sonst noch was sein, warum lügst du mir nicht gleich die Haare vom Kopf, so etwas und ähnlich Hässliches sagte man ihnen, dabei versuchten die Ärmsten nur, ihr Eigenerlebnis zu teilen, vergebens. Von den Spätaufstehern glaubte ihnen kein Einziger. Da müsst ihr früher aufstehen, sagte man zu ihnen, dabei ging es doch gerade darum, dass sie, da sie früher aufgestanden waren, Dinge gesehen hatten, die sich die Spätaufsteher nicht einmal vorstellen konnten, geschweige denn glauben. [Kann man etwas glauben, das man sich nicht vorstellen kann? Argumentiere dafür oder dagegen!] So waren die über den Mund gefahrenen Frühaufsteher gezwungen, sich in kleine Gruppen zusammenzuschließen und so die weitere Ausbreitung des Lachens zu beobachten, wenn schon die Spätaufsteher ihnen nicht glaubten, so wollten sie sich wenigstens gegenseitig Bestätigung geben. Und dann fing die Sache langsam an, um sich zu greifen.

Nicht mehr nur die Frühaufsteher, sondern auch die Mittelfrühaufsteher bemerkten, dass hier etwas nicht stimmte, sie spürten es während des Zähneputzens, wenn sie in den Spiegel blickten, sie spürten es, als sie die Kinder aus ihrem komatösen Schlaf weckten, um sie in die Schule zu treiben, sie spürten es, wenn sie losgingen, um auf dem Markt einzukaufen, oder wenn sie einen unwahrscheinlich vollgestopften und unwahrscheinlich dreckigen Bus bestiegen, und sie spürten es, wenn sie aus dem unwahrscheinlich schmutzigen Fenster des unwahrscheinlich schmutzigen Busses schauten. Während sie sonst nur die in den Ruß und den Peck gekratzten Schmierereien anstarrten, ohne etwas zu sehen, breitete sich nun plötzlich das auf der Oberfläche des Flusses golden aufblitzende Licht vor ihnen aus und der mittelfrühmorgendliche, sonnenbeschienene Abhang der sich auf dem gegenüberliegenden Ufer sanft erhebenden Hügel, und da bemächtigte sich ihrer eine schwelende Unruhe, von der sie zunächst annahmen, man könnte sie

verscheuchen, bis sie auf den mittelfrühmorgendlichen Gesichtern ihrer Mitreisenden das vorerst nur schüchterne, dennoch sehr gut sichtbare, mehr noch, aufscheinende Lächeln erblickten, und da ahnten sie schon, dass etwas schwer aus den Schienen gesprungen war, aber sie waren nicht dazu geboren, das wieder einzusetzen (was es auch immer sein mag). Deswegen vergruben sie sich verstört in ihren Zeitungen und versuchten so zu tun wie sonst auch, sie versuchten, keine Notiz von ihren Mitreisenden zu nehmen, sie versuchten, sie kalt und herzlos zu ignorieren, aber es war schon zu spät, sehr spät (so mittelfrüh sie auch aufgestanden waren), denn auch in ihrem Mundwinkel war jenes gewisse kleine Lächeln erschienen, ein Lächeltrieb, eine Lächelknospe, ein Lächelsetzling, ein Lächelpopel, ein Lächelrülps, den sie, wie sehr sie sich auch bemühten, nicht unterdrücken konnten. Alle grinsten sich an im Bus. Es war furchtbar. *Nie gehört*, wie meine Oma sagen würde. Eventuell: *nicht normal*. Oder etwas Ähnliches.

Und, natürlich, auch die Stunde der Spätaufsteher kam, *a las cinco de la tarde, eran las cinco en punto de la tarde*. Na gut, das ist bereits die Stunde der sehr-sehr spät Aufstehenden, aber aufgrund von Zeitmangel können wir nicht jede einzelne Phase extra behandeln, denn die Sache verbreitete sich in einem Tempo, dass wir, bis wir am Ende wären, keine Zeit mehr hätten, die Nachtschicht zu warnen, und das wäre ihnen gegenüber nicht korrekt, sowieso sind sie schon diejenigen, die bei jeder gesellschaftlichen Ungerechtigkeit am meisten in die Röhre schauen, weil alle denken, wer den ganzen Tag verschläft, der soll sich zur Hölle scheren, dabei ist das genau andersherum. Also, wie gesagt, auch die Stunde der Spätaufsteher kam, und bis dahin hatte sich dieser anfänglich mickrige Lächeltrieb zu einem regelrechten Lachen gemausert, das durch die Stadt zog, man könnte sagen, fegte, wie ein ordentlicher Tornado durch Ost-Iowa, woraufhin selbst erfahrene alte Farmer die Augenbraue hochziehen. Es blieb nicht einmal mehr genug Zeit, in die Luftschutzbunker zu rennen, es blieb keine Zeit, sich unter dem Tisch zu verstecken, es blieb keine Zeit, sich zu verkleiden, es blieb keine Zeit, die Fahrkarten wieder zurückzutauschen, es blieb keine Zeit zu warten, bis sich die Eiswürfel in den Whiskygläsern auflösten, es blieb keine Zeit, Stein und Bein zu schwören, es blieb keine Zeit zu dissimulieren (und normalerweise muss so viel Zeit immer sein!), es blieb keine Zeit mehr, Zeit zu schinden, mehr noch, es gab überhaupt keine Zeit mehr, Zeit als solche, denn alles versteifte sich in diesem riesigen, orkanartigen Lachen, spannte sich über die Stadt wie die durchsichtige, die Sonnenenergie einfangende Membran über einem japanischen mikroklimatischen Vergnügungsetablisement, und sie übernahm innerhalb eines Augenblicks die Macht. Jetzt erst bereuten die Mittelfrühaufersteher und die Spätaufsteher so richtig, dass sie den Frühaufstehern nicht geglaubt hatten, denn dann hätten sie noch Plan B ins Leben rufen können, der automatisch die Abwehrraketen gestartet hätte, und vom Lachen wäre nicht einmal was zur Saat geblieben. Aber, grämt euch nicht, denn wenn man lachen muss, lachen wir eben, da geben wir uns doch keine Blöße. Denn, das kann ich euch flüstern, das Volk hegte den geheimen und perfiden Plan, dass wir so tun, als würden wir lachen, aber *in Wahrheit*, innerlich, werden wir einen Teufel tun. Das war der Kampfplan. Und so kam es auch. Oder, zumindest, wir glaubten es, dass es so kam. Wir lachten in der Nacht, wir lachten am Tage, wir waren guter Laune, haha, wir beklagten uns nicht. Wenn man uns fragte, wie es uns ginge, stimmten wir nicht unsere üblichen Klagegesänge an, sondern winkten nur ab und lachten fröhlich. Jedes Lachen war wie ein Schlag in die Magengrube, aber wenn nicht der ein Mann ist, der das aushält, dann weiß ich auch nicht (und mit den Mädels weiß man einfach nicht, was los ist). Zeit verging, und auf einmal erappten wir uns dabei, dass unser Körper bei jedem einzelnen Lachen von Kopf bis Fuß von einem seltsamen, wohligen Gefühl durchdrungen wurde, wie im Wellenbad des Gellért oder wie mit einem mit AAA-Batterien betriebenen 5-Stufen-Vibrator, oder wenn nicht, dann aber mindestens so, wie eine in einer Mädchenschule illegal erworbene homoerotische Körpermassage, mit einem Wort, es war im höchstmöglichen Maße unwiderstehlich, und nur noch die alten Leute erinnerten sich daran, wie es war, als noch einige

versucht hatten, zu widerstehen, irgendwann um die Studentenrevolten von '68 herum. Mit einem Mal erappten wir uns dabei, wie wir sagten, man muss es zulassen, dass es tönt über Straßen, Plätze, Täler und Berge, und man muss sich dafür nicht schämen, denn es waren schon alle infiziert, die ganze Stadt war ein riesiges Lachlager mit Ahornsirup, wohin aus den entferntesten Winkeln der Erde die Touristen kamen, um für ihr Geld ein Wunder zu sehen, und prompt kamen wir auch auf die Liste als elftes Weltwunder, dabei war das zehnte, soweit ich mich erinnere, nicht annähernd so wundervoll.

Zeit ging ins Land, und die Stadt fing, verständlicherweise, an, sich daran hochzuziehen, woher denn aber nun wirklich, woher zum Kuckuck, Henker, Teufel, aus welchem fetten Rattenloch, morschen Hackklotz, traurigen Etcetera dieses plötzliche Lachen aufgetaucht war, was konnte der Grund für diese zweifellos wunderbare, aber zugleich auch vollkommen unverständliche und ein wenig unheilschwangere Wiederkehr des Lachens sein. Denn die Ältesten verrieten auch, dass es vor langer, langer Zeit, als das Wünschen noch nicht geholfen hat, ein natürlich wucherndes, spontan aufbrechendes, organisches Lachen gab, doch eines Tages, so ungefähr Viertel nach fünf, in jener zwielichtigen, milchigen, toten Zeit, wenn alle müde werden, denn man hat das Gefühl, die Zeit sei wirklich gestorben und würde nie mehr aufwachen, nun, da, mit einem Mal, innerhalb eines Augenblicks, war das Lachen verschwunden, und als die Stadt aus ihrer nachmittäglichen Siesta erwachte, war es schon über alle Berge. Und vergebens benannte man Sündenböcke (*the usual suspects*), vergebens zeigte man mit dem Finger aufeinander – was geschehen war, war geschehen: es war verschwunden. Und nun war es wieder da. Das soll mal einer verstehen, kratzte sich die Stadt am Kopf und sah sich ratlos an. Da, quasi als letzte Instanz, schaltete sie die Nachrichten ein, vielleicht konnte man aus diesen etwas erfahren, obwohl sich nur noch die Ältesten an Zeiten erinnern konnten, als man aus den Nachrichten noch etwas erfahren konnte, doch, o Wunder, die Ansagerinnen, zwei blubbernd lachende Frauen, überbrachten gerade die Neuigkeit, wonach Rotkäppchen, jawohl, unser aller berühmt-berüchtigtes Rotkäppchen endlich schwanger geworden ist vom Wolf, und dass auch die Großmutter ihr diese absolut inakzeptable, beschämende Mesalliance verziehen hat, und jetzt freut sich diese übercoole kleine Familie darüber, dass bald das kleine Rotkäkächen geboren werden wird, denn wenn schon der Name der Mutter eine Verkleinerung ist, dann wird der Name des Kindes doppelt verkleinert sein, das war die uralte Regel, und ein jeder neigte dazu, sie einzuhalten.

So wurde das kleine Rotkäkächen zum unmittelbaren, und, zurückdenkend, offensichtlichen Auslöser der wunderbaren Wiederkehr des Lachens.

Und wenn ihr nicht so viel gelacht hättet – ich setze euch auseinander! –, wäre mein Märchen auch noch nicht zu Ende.

Zeichnet einen alternativen Stammbaum! Vergleicht, wer von euch die dickeren und tieferen Wurzeln hat, und dann versucht zu erklären, warum das gut ist!

Denkt euch Rechenaufgaben aus, in denen die Summe des Lachens konstant ist!

Und schließlich: ihr da hinten, verratet uns doch mal, was so lustig ist, wir wollen auch lachen!

Nachwort

Péter Nádas

Ein großer Mangel in der großen Freude des Seins

Nicht dass sie sich verstecken würde oder bemüht wäre, ihre eigene Person im Rollenspiel unkenntlich zu machen, aber Zsófia Bán gehört zu jenen Autoren, die nicht gleich autobiographisch loslegen. Ihr Selbstbewusstsein ist unerschütterlich, unverrückbar wie ein Grundstein, gelegt im Augenblick ihrer Empfängnis. Es hält stand, ob es stürmt, schneit oder hagelt. Entsprechend unvoreingenommen ist ihr Blick, ohne jede Selbstgefälligkeit. Wozu sollte sie das auch nötig haben. Sie ist neugierig, aber nicht übermäßig, nur ein wenig, und sie kann ihre Neugier lange und unaufdringlich aufrechterhalten. Sie hat keine Themen. Sie hat sehr viele Themen. Alles ist ihr Thema, oder alles Mögliche könnte ihr Thema sein, auch Dinge, mit denen sie niemals in Berührung gekommen ist. Das literarische Thema ist ohnehin eine Sache, über die sich ein Autor keine Gedanken machen muss. Er pirscht sich heran, kreist es ein. Und das Thema kommt daher am Wegesrand und wählt ihn sich aus. Das Denken bleibe der Wissenschaft überlassen. Wenn ich Zsófia Bán richtig folgen kann, so ist sie der Meinung, dass man nicht alles wissen muss. Dabei verfügt sie über immense Sachkenntnisse. Ihr Hintergrundwissen ist umfassend und genau. Dabei richtet sie ihren Blick nicht ausschließlich auf Probleme. Weder solche, die sie im weiteren Verlauf lösen würde, noch solche, die sie im weiteren Verlauf nicht lösen würde. Weder gesellschaftliche, noch ästhetische, noch ethische Probleme stellen sich ihr. Sprachliche schon gar nicht. Obwohl ihre Muttersprache Ungarisch ist und sie auf Ungarisch schreibt, war ihre erste Sprache das Portugiesische, andere kamen später hinzu. Die Welt ist für sie nicht etwa deswegen keine Anhäufung von Problemen, weil sie Konfrontationen scheuen würde. Sie ist sich ihrer mehr als bewusst, und sie streift sie nicht nur an der Oberfläche, sondern geht in die Tiefe, sie arbeitet mit Formen. Überhaupt sehe ich sie wie ein Trinkgefäß aus dünnem Glas voll Wasser, das sich über den Rand wölbt. Ich könnte auch ihre Figuren nicht typisieren, sie seien so oder anders, die Frauen so, die Männer so. Eher würde ich sagen, es sind Kreaturen mit märchenhaften Zügen, eher zu ihrem Vorteil überzeichnet. Da ist Ironie, manchmal auch Spott, da sind Übertreibungen um der Charakterisierung willen, aber da ist kein Urteil, keine absichtsvolle Belehrung oder harsche Kritik. Fest steht, dass es viele von diesen märchenhaften Figuren wirklich gibt und sie sich alle voneinander unterscheiden. Scharf umrissen treten sie in den Erzählraum hinein und stechen noch schärfer hervor. Als würde Zsófia Bán in einem Menschen gleich mehrere sehen. Ihr nicht übertrieben neugieriger Blick wählt einen aus und projiziert die anderen in ihn hinein. Sie sagt uns nicht eigens, worin sie sich unterscheiden oder gleichen, sondern erzählt mit dem ihr eigenen märchenhaften Ton von beidem zugleich. Indem sie sie in der Form der Einzigartigkeit erlebt, sieht sie die Vielheit, und diesem Dualismus trägt ihre Sprache Rechnung. Vielheit ist bei ihr keine Masse, keine Menge ohne Gesichter. Alles fließt, Worte, Figuren, Formen, Sehnsüchte, Entscheidungen, manchmal stockt sie, bleibt hängen, oder es bleibt nur jemandes Blick an jemandem hängen, dann fließt es, wälzt es sich weiter. Meiner Meinung nach beschäftigt sie sich während des Schreibens auch mit Strömungstechnik. Während sie durch arhythmische Richtungsänderungen den Eindruck erweckt, als folgte sie nur spontanen Einfällen oder als wollte sie mit ihren freien Assoziationen verantwortungslos in die Welt hineinbrillieren, ist jede ihrer Gesten kontrolliert und luzide. Deshalb greift einen während des Lesens das Zusammenprallen der innewohnenden Widersprüche geradezu physisch an.

Die Formen des Fühlens prallen auf die Formen des Denkens, und die literarischen Konventionen werden dazwischen zerrieben. Die Dichterin und die Philosophin sind in Zsófia Bán über Kreuz verbunden. Als wäre sie ihre eigene, zwifache Kontrahentin. Wären ihre Texturen nicht so von den Formen des Denkens durchdrungen, könnte man sagen, sie schreibe eine lyrische Prosa, und umgekehrt, hätte nicht jede ihrer Personen eine solche Fülle von Formen der Empfindung, könnte man sagen, sie sei eine Philosophin der

Gefühle. Wenn es denn so etwas gibt. Wenn es so etwas geben könnte.

Zwischen Himmel und Erde gibt es Dinge, die selbst der pedantischste Philologenverstand nicht auseinanderklamüsern und einordnen kann. Zsófia Bán ist strukturiert, konkret, sachlich, sie ordnet gut, verallgemeinert nicht, betrachtet ihre Figuren aus nächster Nähe. Die Phänomene, die dadurch entstehen, dass es diese Figuren gibt, ihr Strömen, ihre Stauungen betrachtet sie eher aus halber Nähe. Sie würde ihnen niemals Grenzen setzen, sie anerkennt keine dynamischen Bremsen. In ihren Rückspiegeln jedoch steht lebendig die Erfahrung, und Erfahrung bremst eine Prosa immer. Erfahrung speist sich aus Erinnerung, persönliche Erinnerung enthält die historische und die kulturelle, das Bewusste und das Unbewusste sind in ihr synchron geschaltet. Während ich sie lese, habe ich den Eindruck, sie hat ihren Blick nicht nur auf alles, sondern auch überallhin gleichzeitig gerichtet. Als drehten sich Spiegel in der Wüste von Nevada oder im Text-Raum und projizierten ihre vervielfachten Bilder in asymmetrischer Ordnung ineinander. Zsófia Bán ist hochgescheit, mehr noch – ich traue mich kaum, es zu sagen –, sie hat etwas Weises. Zum Glück geht sie damit nicht hausieren. Lehren, die man ziehen könnte, interessieren sie nicht, es sei denn, um sich darüber lustig zu machen. Ihre Welt ist voll von Dingen, die Wissen und Gewissen voraussetzen. Ihre breitgefächerte wissenschaftliche Bildung lässt sie die Dinge in ihrem historischen, sprachlichen und kulturellen Kontext sehen, doch beschreibt und erklärt sie nicht, sie widerlegt und dekonstruiert nicht, sie schreibt ihre Erzählungen sozusagen in diesen Kontext hinein, sie zwingt sich physisch dazwischen. Jeder einzelne Satz wird zur Benennung von Zwischenbereichen, zum Bericht aus Grenzregionen, zur Dokumentation. Wäre sie nicht so ausdauernd heiter dabei, würde sie mit ihrer Unkonventionalität gewiss Anstoß erregen.

Zsófia Bán zu lesen ist einfach gut. Es bereitet Vergnügen. Das kommt mir als Erstes in den Sinn, wenn ich an sie denke. Sie führt einen mit ihrem herrlichen Esprit von einem Vergnügen zum anderen. Wir kämpfen uns mit ihr zusammen durch dornenbewehrte Vergnügungsdickichte. Sie führt uns in tiefe Vergnügungswälder, aus denen wir nicht mehr herausfinden. Der Reiz liegt darin, dass die uns allzu bekannte Welt von hier aus nicht mehr zu sehen ist. Das Unbekannte flößt keine Angst ein, denn Báns Entdeckungen haben keinen peinlich-heroischen Beigeschmack. Dabei gibt es so eine ungarische Sprache gar nicht, wie sie sie benutzt, eine Sprache, die ohne maskuline Kraftmeierei auskommt. Nicht nur, dass es so etwas noch nicht gegeben und Zsófia Bán es nun dennoch erfunden hätte, vielmehr ist diese Sprache so einzigartig, so unverwechselbar, aus ihr ist alles Persönliche und Autobiographische so sehr herausgefiltert – und dennoch feiern darin die individuellen Eigenschaften ein Freudenfest –, dass in so einer Sprache quasi nichts Literarisches mehr dargestellt werden kann. Und es funktioniert nur, weil Zsófia Bán das Nichts mit einer So-eine-gibt-es-doch-gar-nicht-Sprache wiedergibt, die Sprache ihrem Gegenstand also vollkommen entspricht. Sie denkt singend und singt denkend. Auch auf Deutsch liest sich das gut. Dabei gibt es so ein Deutsch überhaupt nicht. Was wir natürlich einer anderen aufopferungsvollen Individualistin, der Übersetzerin, zu verdanken haben. Auch auf Deutsch ist das Nichts in einer So-eine-gibt-es-nicht-Sprache zu Papier gebracht. Deswegen ist es genauso heiter aufwühlend, wenn ein ganzes Märchendorf eine Gibt-es-gar-nicht-Urmutter, eine Woistmama sucht und nicht findet.

Man hat das Gefühl, die deutsche Übersetzung auf Ungarisch zu lesen, als hätte Zsófia Bán auf Deutsch geschrieben. Ihre charakteristische Heiterkeit zaubert mir ein Lächeln aufs Gesicht. Der Text ist so überwältigend, dass sich die Gesichtsmuskeln sofort neu ordnen. Der deutsche Text gibt dieselbe Heiterkeit wieder, die die Originalsprache vorgegeben hat. Die Heiterkeit muss also noch stärker sein als die Muttersprache, sie muss durch jede fremde Sprache hindurchscheinen. Sie geht unaufhaltsam über alle streng bewachten Grenzen hinweg. Zsófia Bán schreibt ihre Erzählungen nicht nur zwischen den bekannten Welten, sondern auch zwischen den Sprachen. In jeder Sprache wird sie dem Leser ein Lächeln aufs Gesicht zaubern.

Manchmal wird ein schallendes Gelächter daraus, ein Vulkanausbruch, roh, eruptiv reißt es den Lavastopfen aus dem jahrhundertealten Trichter. Seltener wird daraus Verblüffung, Verdüsterung, jähe Erkenntnis des Tragischen.

Und sogleich schaukelt die Sommerlandschaft wieder unter leichten Lüftchen, als wäre nichts gewesen. Oder das Gewesene ist bereits zugewachsen, überflutet vom ewigen üppigen Wuchern der Welt, das auch die Tragödie wegschwemmt. Und in diesem permanenten Lächeln, das sie mit ihren gelehrten und fröhlichen, scharfen und verspielten, überaus frischen Texten auslöst, fragt man sich plötzlich, wo sind wir denn jetzt gelandet? Die Frage ist nicht, wo *ich* bin, sondern wo wir sind. Unter welchem Himmel, in welcher Zeit? Wo sind wir, wohin tragen uns in diesen Texten unsere Füße und unser Geist? Die Antwort darauf ist nicht so einfach, und sicher auch nicht unabhängig von Zsófia Báns Biographie.

Das Dorf ohne Mutter, ohne die Quelle des Lebens, aus der das Dorf nicht nur herkommt, sondern die es auch sofort vermisst, die es tyrannisiert und sich von ihr tyrannisieren lässt, das heißt, es macht den größten vorstellbaren Mangel zu seinem Tyrannen – dieses Dorf ist kein bisschen ungarisch. Bán benennt das Alpha und Omega eines jeden Dorfes. Die fehlende Urmutter, die Männer wie Frauen gleichermaßen in sich tragen, eine Gefühlsform, die er oder sie als Mangel durchs ganze Leben schleppt. Sie beinhaltet das Leben im Stammesverbund, im Clan, alles Familiäre, das Individuelle in der Wärme des bekannten Nestes, die persönlichsten Zeichen und Gesten, die aus der Sicht des Individuums oder der Gemeinschaft formbar sind. Ritus ist ein Name dafür, ein anderer Neurose. Auch im Deutschen wird kein deutsches Dorf daraus, doch Ritus und Neurose sind auch auf Deutsch nicht unbekannt. Wir wissen nicht, wie wir hier gelandet sind, in diesem Gefühlsraum, in dem Zsófia Bán geboren wurde und bis zum elften Lebensjahr aufwuchs, aber es ist klar, ein wenig sind wir doch in Südamerika. Báns Schreiben lässt sich schwer in die bekannten Muster einordnen. Als erstes fällt mir dennoch Pedro Páramos Dorf ein, auch wenn sie von der kargen und knochigen Stilistik und dem düsteren Gemüt eines Juan Rulfo weit entfernt ist. Der ritualisierten Auffassung vom Leben steht sie jedoch nah. Die südamerikanischen Großautoren, die unter Juan Rulfos Mantel hervorgekommen sind, kennen solche Dörfer mit solchen Urmüttern freilich nicht. Man kann aufzählen, was sich von diesem fremden Kontinent schriftstellerisch in Zsófia Báns Besitz befindet: das Material der Riten, die Bezugssysteme, die Aura, der Rhythmus, die Natur des Denkens und des Gemüts, das Netz der Beziehungen, der Dialekt der Vegetation. Hier spricht eine kühne Antiwittgensteinianerin, die dem Schweigen das Vergnügen an konventionellen Sprachformen, an den Formen der Sinneswahrnehmungen, das Vergnügen an den logischen Formen, die bildlichen, die gegenständlichen Formen, die Verstellung, das Abbilden, das Mimen und die Mimesis, das heißt das Vergnügen an den Formen des Denkens und der ästhetischen Betrachtung entgegenhält; dem Verschweigen und dem Zum-Schweigen-Bringen. Oder, wie sie es selber schreibt: »Nein, meine Lieben, so geht das nicht. Worüber man nicht reden kann, darüber sollte man vielleicht versuchen zu reden, nicht wahr, dafür haben wir schließlich diese beschissene (siehe muttersprachlicher Kraftausdruck) Sprache bekommen, sie ist es, die uns über die Tiere erhebt, darauf berufen wir uns, von wegen, die Sprache, nicht wahr.« Später wurde sie Amerikanistin, Autorin wissenschaftlicher Arbeiten, Hochschuldozentin, die ihren Geburtsort und den europäischen Schauplatz ihres Erwachsenenlebens auch noch aus dem Blickwinkel dieser speziellen Wissenschaft von neuem unter die Lupe nehmen musste. Lauter Lichtbrechungen, die einen blenden.

Table of Contents

Cover	
Titel	
Impressum	
Inhalt	
Widmung	
Geographie – Geschichte	
Woist Mama	
Französisch	
Gustave und Maxime in Ägypten	
	(oder die Metaphysik des Geschehens)
Chemie – Leibesertüchtigung	
Wechselzersetzung	
	(Wahl und Verwandtschaft)
Gesundheitsunterricht – Heimatkunde	
Die zwei Fridas	
	(Schule jenseits der Grenze)
Leibesertüchtigung	
Film	
	(24/1)
Landeskunde – Erdkunde	
Fidelio	
	(Blogoper)
Grundlagen unserer Weltanschauung	
Der Kobold	
Geographie – Biologie	
Die Versuchung des Henri Mouhot	
Landesverteidigung	
Eine Kiste mit Fotografien	
	(auf die Rückseiten geschrieben)
Religionsunterricht	
Nachtzoo	
Englisch – Hauswirtschaftslehre	
Mrs. Longfellow brennt ab	
	(eine Biographie)
Zeichnen – Kunstgeschichte	
Olympia	
	(une folie sentimentale)
Physik – Biologie	
Die Mantegna-Madonna wirft sich hinab	
	(Volkslied in Erwartung eines Kindes)

Musik – Gesang

Concerto

(mit Untertiteln)

Geographie

Vertreibung ins Paradies

Werken

Self-help

oder die Macht des Nohau

Geographie – Biologie – Geschichte

Madame de Merteuil schüttelt sich

Mathematik

Die Mathematik des Zufalls

Stunde des Klassenlehrers – Russisch

Am Vorabend des Abschieds ohne Wiederkehr

(Archivaufnahme)

Ungarische Literatur

Wen alles nicht

(unvollständige Inventur)

Pause

Die wunderbare Wiederkehr des Lachens

Nachwort

Péter Nádas Ein großer Mangel in der großen Freude des Seins Zu Zsófia Báns Abendschule